Pr.
11.

aed. Pr. Knigge
4411w

Ch. Gruber 1817

übergegangen an Joh. Gruber. 1831.—

<36612280390019

<36612280390019

Bayer. Staatsbibliothek

Adolph Freiherr von Knigge

über den

# Umgang mit Menschen.

Im Auszuge für die Jugend

mit einer

durchgängigen Beispielsammlung

von

J. G. Gruber.

Erster Theil.

Zweite verbesserte Auflage.

Leipzig,
bei Johann Friedrich Hartknoch.
1804.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

G. n. 3049

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

## Aus der Vorrede zur ersten Auflage.

Knigge's Buch hat mich nicht nur von jeher sehr vergnügt, sondern es hat mir auch viel, sehr viel genutzt. Schon als ich in meinen frühesten Jünglingsjahren bei meinen mir ewig unvergeßlichen Lehrern Jehnichen und Ilgen aus Theophrasts Charakteren nicht blos Griechisch, sondern auch Menschen kennen lernte, und mich dieses anfeuerte, aus den klassischen Autoren der Griechen

und Römer die Charaktergemählde großer Männer für mich auszuheben, ward Knigge mir sehr nützlich, und sein Buch, verbunden mit jener Beschäftigung, gaben mir eine Erfahrung, die in solchen Jahren nicht eben gewöhnlich zu seyn pflegt. Nachher setzte ich bei jeder Lektüre dieses fort, und zwar meist in Beziehung auf Knigge, der mir zur Norm diente, jedoch so, daß ich in ihm nur die merkwürdigen mir aufgestoßenen Stellen am gehörigen Orte anzeichnete, und von Zeit zu Zeit meine theils im gewohnten Kreise, theils auf Reisen, oft mit meinem Schaden, gemachten Erfahrungen hinzufügte. Also vorbereitet entschloß ich mich zur Ausarbeitung dieses Werkes, von welchem ich fest überzeugt bin, daß es angenehm und unterhaltend, aber auch von mehr als einer Seite nützlich sein werde.

Man

Man erlaube mir von dem Nutzen zu sprechen. Ich erwähne nichts von dem, den ich bereits in der Einleitung angegeben habe, und der allein schon bedeutend genug wäre, wenn ich nicht noch anderen davon hoffte. Kant sagt in seiner Kritik der praktischen Vernunft S. 272: „Wenn man auf den Gang der Gespräche in gemischten Gesellschaften, die nicht blos aus Gelehrten und Vernünftlern, sondern auch aus Leuten von Geschäften und Frauenzimmern bestehen, Acht hat, so bemerkt man, daß, außer dem Erzählen und Scherzen, noch eine Unterhaltung, nämlich das Raisonniren, darin Platz findet. Unter allem Raisonniren ist aber keins, was mehr den Beitritt der Personen, die sonst bei allem Vernünfteln lange Weile haben, erregt, und eine gewisse Lebhaftigkeit in die Gesellschaft bringt, als das über den sittlichen

chen Werth dieser oder jener Handlung, dadurch der Charakter einer Person ausgemacht werden soll. — Ich weiß nicht, warum die Erzieher der Jugend von diesem Hange der Vernunft nicht schon längst Gebrauch gemacht haben." —

Kant ist überzeugt, daß dieses sehr nützlich sein würde, und ich bin es mit ihm. Wenn ich nun aber hier Stoff zu solchen Unterhaltungen liefere, der schon darum sehr anziehend sein muß, weil er unmittelbar aus dem uns berührenden heimischen Kreise hergenommen ist, so ist dies meines Bedünkens etwas recht sehr Nützliches, was ich gethan habe, und ich habe hier nur darum zu bitten, daß die Lehrer von diesem meinem Winke Gebrauch machen mögen.

Ein anderer Nutzen, den ich von diesem Werke erwarte, ist folgender. Es ist aus-

ausgemacht, daß die Jugend nie so viele Romane und Schauspiele gelesen hat, und liest, als in dem letztern Vierthel dieses Jahrhunderts. Darüber beschweren sich die Pädagogen, und verwerfen es als etwas Schädliches. Sie, die doch dazu selbst nicht wenig beitrugen, scheinen mir hierin nicht ganz Unrecht zu haben, denn diese Leserei ist ein Uebel, und man muß alle Mittel hervorsuchen, um seine schlimmen Wirkungen zu verhindern. Ich betrachte dieses mein Buch als ein solches Mittel, denn indem es die Aufmerksamkeit der Jugend auf Seiten hinlenkt, die vorher übersehen wurden, auf Geist, Herz, Gesinnung, Charakter der Menschen; so wird sie allmählig gewöhnt, nicht blos zu lesen, um zu lesen, sondern mit ihrem Lesen noch einen besondern, nicht unwürdigen Zweck zu verbinden. Dadurch aber dürfte die, sonst verschwendete,

Zeit,

Zeit, welche man jener Lektüre widmete, sogar nützlich angewendet werden.

Auch hier aber rechne ich auf den Beistand der Lehrer und Erzieher, denen ich dadurch am besten vorarbeiten zu können glaubte, wenn ich meine Beispiele nur aus solchen Werken wählte, die sie entweder schon selbst gelesen haben, oder sich doch mit leichter Mühe verschaffen können. Denn wenn sie nun weiter ausführen, was ich blos skizzirt habe, so können sie dann um Unterhaltungen, welche den Zögling leicht, angenehm, und doch nützlich beschäftigen, gar nicht verlegen sein. Vielleicht setzen Sie hin und wieder selbst zu, und ich sage: um so besser!

Leicht würde es mir gewesen seyn, diese Beispiele zu vermehren, und dann so zu maskiren, daß sie niemand als fremdes

Gut

Gut erkannt hätte, und man kann mir wohl auch zutrauen, daß ich selbst welche hätte erfinden können, die ich auch vielleicht nicht ganz uninteressant würde dargestellt haben; allein dann hätt' ich jene Absicht entweder gar nicht, oder doch bei weitem nicht so sicher erreicht, und daran liegt mir so viel, daß ich am Schlusse dieser Vorrede alle von mir benutzten Werke genau verzeichnen, eben dadurch aber den Vorwurf von mir wälzen werde, als hab' ich mich mit fremden Federn schmücken wollen.

Mehr hätt' ich jetzt nicht zu sagen. Vor einer Menge Bändchen braucht man sich nicht zu fürchten, denn in dreien werde ich alles beschlossen haben, troß der anscheinenden Weitläuftigkeit des ersten. Das zweite wird mit einer kurzgefaßten Anthropologie (pragmatischen, versteht

sich)

sich) anheben, und darauf hat dann gewiß dieses erste ganz gut vorbereitet. Wenn man erst mit sich selbst recht vertraut geworden ist; so begreift man den Menschen überhaupt (in genere) weit besser: und wenn wir diesen von allen Seiten genau beleuchtet haben, so brauchen wir nicht, wie Knigge, den Standpunkt so oft zu verändern und dadurch manchen Weg doppelt und dreifach zu machen. Sapienti sat!

Leipzig, in der Herbstmesse, 1800.

Gruber.

---

# Vorrede
## zur zweiten Auflage.

Der Beifall, mit welchem diese Bearbeitung aufgenommen worden ist, würde immer nur ein sehr unsicherer Beweis von der Güte derselben sein, wenn nicht auch Kenner sie des ihrigen würdig ge-

hal-

halten hätten. Selbst dieses aber kann mich nicht bewegen, zu glauben, ein Anderer hätte sie nicht noch weit besser machen können. Wenigstens um vieles anders; allein ich weiß nicht, ob eben auch nützlicher: denn daß ich etwas Nützliches geliefert habe, davon bin ich noch überzeugt. Eben deshalb aber hab' ich in der wesentlichen Einrichtung keine Veränderungen vorgenommen, obschon sonst beinahe keine Seite ohne einige geblieben ist. Ich wünsche, was ich glaube, daß sie Verbesserungen sein mögen.

Da

Da der zweite Band erschienen ist; so wird man nun leicht urtheilen können, wie weit und ob der gegenwärtige auf denselben vorbereitet hat. Den zweiten mochte ich mit Beispielen absichtlich nicht unterbrechen, denn dazu ist der dritte und letzte bestimmt, nach dessen Erscheinung man ja wohl sehen wird, ob ich mir die Arbeit leicht gemacht habe, und ob mein Werk durch das Kniggesche schon entbehrlich sei.

Ich erinnere hier nur noch, daß sich in den zweiten Band einige

Feh-

Fehler eingeschlichen haben, die am Schlusse des dritten angezeigt werden sollen.

Jena, am 25. Sept.
1803.

Gruber.

---

## Werke, welche der Verfasser benutzt hat:

C. F. Bretzner, Leben eines Lüderlichen. : : : : : S. 29

Demme, der Pächter Martin. : : 80

S. Fest, Selbstbiographie. : : 55

C. F. Gellert, Lieder und Oden. : 75

— — — Vorlesungen über die Moral. : : : : : 221

J. G. Gruber, Uiber die Bestimmung des Menschen. : : : : : : 266

Hermes, Leben zweier litterarischen Märtyrer und deren Frauen. : : : 231

K. H. Heydenreich, Gedichte. : : 276

A. W. Iffland, die Advokaten. : 260

A. Knigge, Journal von Urfstädt. 189

— — Uiber Eigennutz und Undank. : : : : : : 277

A. Lafontaine, Leben und Thaten des Freiherrn Quinctius Heymeran von Flaming. : : : 58

— — Geschichte der Familie von Halden. : : : : : 75

Leise:

Leisewitz, Julius von Tarent. S. 258

K. P. Moritz, Beiträge zur Philosophie des Lebens. , , , 92

— — Anton Reiser. , , , 117

— — Unterhaltungen mit seinen Schülern. , , , , 207

J. G. Müller, Siegfried von Lindenberg. , , , , , , 241

F. Schiller, Gedichte. , , , , 189

— — Die Räuber. , , , , 273

K. M. Wieland, Sämmtliche Werke, Band 10. N. Ausg. , , , 189

Frau von Wollzogen, Agnes von Lilien. , , , , , , 168

v. Zimmermann, Uiber die Einsamkeit. , , , , , , 217

Ein-

# Einleitung.

Die Jahre der Kindheit, geliebter Eduard, sind nun bey dir vorüber; der blühende Knabe reift zum Jünglinge. Daß nur, o Geliebtester, mit der Rosenzeit deiner unschuldigen Kindheit, dir nicht zugleich auch deines Lebens schönste Freuden schwänden! Heiter und unbefangen hüpftest du bis jetzt in die Welt hinein, und warst glücklich, da dir der Schein für Wahrheit galt, und du offen dein argloses Herz jedem hingabst. Noch war jeder Gefährte deiner Knabenspiele dir Freund, noch sahst du in jedem freundlichen Menschen einen Engel, in jedem blühenden Thale Elysium, und dein ganzes Leben kam dir nicht

anders, denn eine einzige große Blumenkette von Freuden, vor. Glaube mir, du Theurer, daß es dem Herzen deines erfahrneren Freundes wehe thut, den Schleier aufheben, den süßen Wahn vertreiben zu müssen, aber immer besser doch, daß es allmählich durch eines Freundes Hand geschieht, als daß Zeit und Erfahrung es plötzlich thäten. Was ich thue, wird dir Schmerzen ersparen, und gerade die peinlichsten des Lebens; dieses richtet meinen Muth bei dem Geständniß, das ich jetzt dir thun will, wieder auf.

Bald trittst du nun in nähere und bedeutendere Verbindung mit den Menschen, o Eduard, und diese Verbindung wird oft dein Unglück machen! Oft wirst du dann mit dem Gefühlvollen Dichter schmerzlich ausrufen:

Menschen, sie des Schöpfers Ehre,
Menschen, heiß von mir geliebt,
Menschen, Blut ist in der Zähre,
Menschen haben mich betrübt!

Nein,

Nein, die Menschen sind nicht alle so gut, als du sie gutmüthig dir träumst, und von dem ehrlichen Auge darfst du nicht stets auf ein ehrliches Herz, von dem freundlichen Gesichte nicht stets auf einen liebevollen Charakter schließen, bei einer warmen Versicherung der Zärtlichkeit und Freundschaft nicht gleich auf Bewährung derselben in Handlungen rechnen. Du mußt durchaus Forderungen an die Menschen machen, und diese seien nun so groß oder klein als sie wollen, so wirst du dadurch ihre Leidenschaften in Bewegung setzen, und diese werden dir bald geradezu, bald durch Schlangenwege entgegen arbeiten. Dann, du Guter, ist deine Ruhe dahin, und verloren der stille Friede deines Herzens. Trübsinn wird an die Stelle deiner Heiterkeit, Mißmuth an die Stelle deiner Unbefangenheit treten, und die Erde, die dir vorher ein Himmel vorkam, jetzt eine Hölle scheinen müssen, sobald deine Hoffnung zur Furcht umschlägt.

Schrecklich sind die Folgen für den Armen, der Erfahrungen dieser Art ganz unvorbereitet machte, und mancher warf schon darum sein Leben als eine Last von sich. Daß dies traurige Loos nicht auch dich treffe, dieses zu verhüten, ist der Zweck des Buches, das ich dir hier übersende, und das du als Vermächtniß deines väterlichen Freundes betrachten mögest. Es soll dich die Menschen kennen lehren, deren Thun und Treiben so wichtigen Einfluß auf dein Wohl oder Weh haben wird, und soll dich aufmerksam auf die Falten des menschlichen Herzens machen. Du wirst dann nie zu viel von den Menschen erwarten, du wirst vor ihnen auf der Huth sein, manche dir drohende Gefahr abwenden, in manches Unglück nicht gerathen, deine Ruhe bei manchem Sturme in dem stillen Hafen sichern. Behutsamkeit wird deine Leiterin sein auf dem Pfade des Lebens, da du ohne sie einem Schiffer gleichen würdest, der ohne Kompas und Steuerruder sich in einem lecken

Boote dem ungestümen Meere anvertraut. Wohl hatte der weise Pope Recht zu sagen: „Des Menschen wichtigstes Studium ist der Mensch!“ Du fühlst, wie nothwendig auch dir Menschenkenntniß sein wird.

O diese Erde ist so schön, es ließe sich so herrlich auf ihr wohnen, sie müßte des Himmels Vorhof sein, wenn die Menschen, welche sie bewohnen, nur gut wären! Das ist aber nicht, und soll vielleicht nicht sein, deshalb laß uns das Mittel ergreifen, wodurch wir uns sie so himmlisch machen, als möglich.

Und noch ein Trost für das arme verwundete Menschenherz ist es, daß die Menschen ja doch nicht alle schlecht sind. Nein, es giebt auch Gute unter ihnen, und gern möcht' ich zur Ehre der Menschheit behaupten, es giebt der Guten mehr als der Schlechten. Nur erkennt man auch sie meist nicht auf den ersten Anblick gleich. Den herrlichsten Diamant ver-

verbirgt nicht selten eine unscheinbare Rinde; das ädelste Herz schlägt nicht selten unter einer rauhen Brust. Mancher wird auf dich los-poltern, und meint es doch so redlich mit dir, als Keiner; mancher kalt bei deinen Bitten, taub bei deinen Vorstellungen scheinen, dir wenig oder keine Hoffnung geben, der doch gleich darauf hingeht, und im Stillen wie ein Bruder für dich handelt. Wie unglücklich würdest du sein, wenn du solche Menschen mit den schlechten in eine Klasse würfest, den Diamant von dir schleudertest, weil er eine rauhe Außenseite hat. Nein, du mußt den Kern von der Schaale unterscheiden lernen, die Manieren des Menschen nicht mit seinem Herzen und Charakter verwechseln. Ein neuer Grund, das Studium der Menschenkenntniß ja nicht zu verabsäumen, und ein sehr interessanter Grund, denn wer auch nur e i n ädles Herz gefunden hat, an das er fest sich schließen, in das er seine Freuden und seine Leiden ausschütten kann, der wird aufrecht stehn in jedem Sturme

des

des Lebens, wie die hohe Eiche, die dem Donner und allen Orkanen trotzt.

Von unbeschreiblichem Nutzen wird diese Menschenkenntniß dir im Umgange mit Menschen sein. Der Mensch ist einmal nicht bestimmt, einsiedlerisch zwischen Felsen zu leben, sondern er soll mit und unter Menschen leben, weil nur dadurch der Zweck seines höheren Daseins erreicht wird. Auch findet er sich in den meisten Fällen ziemlich wohl dabei, daß er fremde Kräfte für sich in Bewegung setzen kann, wo die seinigen nicht zureichen, und ich darf dich dieses Umstands halber nur an das erinnern, was du einst bei Lesung des Campeschen Robinsons dachtest.

Unter Menschen aber will, und man darf in gewisser Hinsicht sogar sagen, soll der Mensch sein Glück machen. Warlich, Eduard, ein Ziel, das nicht so leicht erreicht wird, als mancher glauben mag. Die Menschen sind

theils

theils durch ihre Neigungen und Temperament, theils durch bürgerlichen Stand und Rang, theils durch den höheren oder geringeren Grad ihrer Kultur und ihre Denkungsart, so Himmelweit von einander unterschieden, daß man gar sehr darauf achten muß, jeden so zu behandeln, wie er es entweder fordern kann, oder doch fordern zu können glaubt. Zudem sind die Verhältnisse, in denen wir mit den Menschen stehen, wiederum so mannichfaltig, daß dadurch unser Verhalten gegen sie, und ihre Anforderungen wegen desselben an uns, nicht anders als eben auch sehr mannichfaltig werden müssen.

Wer nun von diesem allem keinen Begriff hätte, müßte der nicht unausbleiblich sehr oft anstoßen, und würde er nicht in der Ordnung sein Glück untergraben, statt es zu befördern? Denkt er dann darüber nach, was wohl die Ursache möge gewesen sein, daß er überall hintangesetzt und zurückgewiesen, bald

blos

blos verlacht, bald gar verachtet worden, und nie zum Ziele seiner Wünsche gekommen sei; so wird er in den meisten Fällen die Quelle seines Mißgeschicks in seinem Mangel an Menschenkenntniß, und was natürlich daraus erfolgen muß, seiner Unwissenheit in Ansehung der Kunst mit Menschen umzugehen, entdecken. Darum gelangt oft ganz allein der Gelehrteste zu keiner Beförderung, wird der Geschickteste oft abgewiesen, und schmachtet mancher Redliche sogar im Elend, indeß es dem minder Gelehrten, minder Geschickten, minder Redlichen treflich gelingt sich emporzuschwingen.

Höre hierüber das Selbstbekenntniß eines berühmten Mannes und geschätzten Schriftstellers, des vor einigen Jahren verstorbenen Freiherrn Adolph von Knigge. Dieser erzählt also von sich selbst:

„Ich trat als ein sehr junger Mensch, beinahe noch als ein Kind, schon in die große

Welt

Welt und auf den Schauplatz des Hofes. Mein Temperament war lebhaft, unruhig, bewegsam, mein Blut warm; die Keime zu mancher heftigen Leidenschaft lagen in mir verborgen; ich war in der ersten Erziehung ein wenig verzärtelt und durch große Aufmerksamkeit, deren man meine kleine Person früh gewürdigt hatte, gewöhnt worden, sehr viel Rücksichten von andern Leuten zu fordern. In einem Vaterlande aufgewachsen, wo Schmeichelei, Verstellung und ein gewisses kriechendes Wesen nicht sehr zu Hause sind, hatte man mich freilich auch nicht zu jener Geschmeidigkeit vorbereitet, deren ich bedurfte, um, unter mir ganz fremden Leuten, in despotischen Staaten große Fortschritte zu machen. Eigne Erfahrung giebt aber immer den besten Unterricht in der wahren Weltklugheit, und da sind die Lektionen, wenn man das Glück hat wohlfeil daran zu kommen, von der heilsamsten Wirkung, und prägen sich tief ein. Noch erinnere ich mich einer kleinen Scene von der

Art,

Art, die mich auf eine Zeitlang vorsichtig machte. Ich saß in C*** in der italienischen Oper in der herrschaftlichen Loge; ich war früher als der Hof gekommen, weil ich Mittags nicht auf dem Schlosse, sondern in der Stadt zu Gaste gespeist hatte; noch waren wenig Menschen da; in der ganzen Reihe des ersten Ranges saß nur einzig der Land-Commandeur, Graf J***, ein würdiger Greis. Er hatte, wie es scheint, auch darauf gerechnet, daß es schon später wäre, als es wirklich war. Weil er nun Langeweile hatte und mich gleichfalls einsam da sitzen sah; trat er zu mir herein und fieng eine Unterredung mit mir an. Er schien sehr zufrieden mit dem, was ich ihm über verschiedene Gegenstände, von denen ich einige Kenntniß besaß, sagte; der Greis wurde immer freundlicher und herablassender, und dies kitzelte mich so sehr, daß ich darauf allerlei Seitensprünge in meinem Gespräche machte, und zuletzt ein wenig medisant wurde. Endlich entwischte mir eine

mir

mir gegenwärtig nicht mehr erinnerliche grobe Unvorsichtigkeit im Reden; der Graf sah mir ernsthaft in das Gesicht, und ohne weiter ein Wort zu verlieren, ließ er mich stehn und gieng zurück in seine Loge. Ich fühlte die ganze Stärke dieses Verweises, aber die Arzenei half nicht lange. Meine Lebhaftigkeit verleitete mich zu großen Inkonsequenzen; ich übereilte alles, that immer zu viel oder zu wenig, kam stets zu früh oder zu spät, weil ich immer entweder eine Thorheit begieng, oder eine andere gut zu machen hatte. Daher kamen unendliche Widersprüche in meinen Handlungen, und ich verfehlte fast bei allen Gelegenheiten des Zwecks, weil ich keinen einfachen Plan verfolgte. Zuerst war ich zu sorglos, zu offen, gab mich zu unvorsichtig hin, und schadete mir dadurch; alsdann nahm ich mir vor, ein feiner Hofmann zu werden; mein Betragen wurde gekünstelt, und nun trauten mir die Bessern nicht; ich war zu geschmeidig, und verlor dadurch äußere Achtung und innere

Würde,

Würde, Selbstständigkeit und Ansehen. Erbittert gegen mich und Andere, riß ich mich dann los und wurde bizarr. Dies erregte Aufsehn; die Menschen suchten mich auf, wie sie alles Sonderbare aufsuchen. Dadurch aber erwachte mein Trieb zur Geselligkeit wieder; ich näherte mich aufs neue, lenkte wieder ein, und nun verschwand der Nimbus, den nur meine Abgezogenheit von der Welt um mich hergezogen hatte. In einer andern Periode spottete ich der Thorheiten, zuweilen nicht ohne Witz; man fürchtete mich, aber man liebte mich nicht; dies schmerzte mich. Um das wieder gut zu machen, zeigte ich mich von der unschädlichen Seite, entfaltete ein liebevolles, wohlwollendes Herz, unfähig zu schaden und zu verfolgen, — und die Wirkung davon war, daß jedermann, der noch einen Rest von Groll auf mich, oder irgend einen lustigen Einfall von mir auf seine Rechnung geschrieben hatte, mir itzt auf der Nase spielte, sobald er sah, daß ich nur mit Rappieren und

nicht

nicht mit Schwertern focht, daß meine Waffen nicht zum Morde geschliffen waren. Oder wenn meine satyrische Laune durch den Beifall lustiger Gesellschafter aufgeweckt wurde, hechelte ich große und kleine Thoren durch; die Spaßvögel lachten dann; aber die Weisern schüttelten die Köpfe und wurden kalt gegen mich. Um zu zeigen, wie wenig bösartig meine Laune wäre, hörte ich auf zu medisiren, und entschuldigte alle Fehler; und nun hielten einige mich für einen Pinsel, Andre für einen Heuchler. Wählte ich mir meinen Umgang unter den ausgesuchtesten, aufgeklärtesten Männern, so erwartete ich vergebens Schutz von dem am Ruder stehenden Dummkopfe; gab ich mich elenden Leuten preis, so wurde ich mit diesen in eine Klasse gesetzt. Menschen ohne Erziehung, von niederm Stande, mißbrauchten mich, wenn ich mich ihnen zu sehr näherte; mit Vornehmern verdarb ich es, sobald sie meine Eitelkeit beleidigten. Bald ließ ich zu viel Uebergewicht den Dummen fühlen,

und

und wurde verfolgt; bald war ich zu beschei-
den, und wurde übersehen. Bald richtete sich
mich nach den Sitten der Leute, nach dem
Ton aller unbedeutenden Gesellschaften, in
welche ich lief, verlohr goldne Zeit, Achtung
der Weisern und Zufriedenheit mit mir selber;
dann wurde ich zu einfach, und spielte eine
schiefe Rolle, da, wo ich hätte glänzen können
und sollen, durch Mangel an Zuversicht zu
mir selber. Zu einer Zeit gieng ich zu selten
aus; man hielt mich für stolz oder menschen-
scheu; zu einer andern zeigte ich mich überall
und wurde ein Alltagsgesicht. In den ersten
Jünglingsjahren gab ich mich unbedachtsam
Jedem ausschließlich, einzeln und ganz hin,
der sich meinen Freund nannte und mir einige
Zuneigung bewieß, wurde oft schändlich betro-
gen und in den süßesten Erwartungen ge-
täuscht; nachher war ich Jedermanns Freund,
bereit jedem zu dienen; und dann schloß sich
niemand mit ganzer Seele an mich, weil nie-
mand mit dem kleinen, in so viel Partikeln

getheil-

getheilten Stückchen Herzen vorlieb nehmen wollte. Wenn ich zu viel erwartete, wurde ich getäuscht; wenn ich ohne allen Glauben an Treue und Redlichkeit unter den Menschen umherrennte, hatte ich gar keinen Genuß, nahm an gar nichts Theil. — — Und so vergiengen dann die Jahre, in welchen ich hätte mein Glück machen können, wie man das gewöhnlich nennt; jetzt da ich die Menschen besser kenne, da Erfahrung mir die Augen geöffnet, mich vorsichtig gem[illegible] und vielleicht die Kunst gelehrt hat, auf Andre zu wirken; jetzt ist es zu spät für mich, diese Wissenschaft in Anwendung zu bringen. Mein Rücken krümmt sich mit Mühe zu Reverenzen; das Wenige, was ich noch von dem Reste meines Lebens auf solchen Wegen erlangen könnte, lohnt die Mühe und Anstrengung nicht, die mich das kosten würde, und es ziemt den Mann, dessen Grundsätze Alter und Erfahrung befestigt haben, eben so wenig, jetzt erst anzufangen, den Geschmeidigen, wie den

Stutzer

Stutzer zu spielen. — Es ist zu spät, sage ich, mit der Ausübung anzuheben; aber nicht zu spät, Jünglingen zu zeigen, welchen Weg sie wandeln müssen."

Aus diesem Selbstbekenntniß eines ädeln Mannes siehst du, Eduard, wie nachtheilig der Mangel der Menschenkenntniß und der Kunst, mit Menschen umzugehen, für den Jüngling sei, der eben mit seinen Entwürfen und Planen und seinem feurigen Thatendurstigen Geiste in die Welt tritt, um darin zu wirken und sich vielleicht auszuzeichnen. Damit dieser Mangel nicht mehrere Jünglinge am Fortschritt in ihrer Laufbahn hindere, schrieb der treffliche Knigge — sanft ruhe die Asche des Redlichen! — ein schönes Buch über den Umgang mit Menschen. Dieses würde ich dir gern selbst in die Hände geben; allein es setzt schon mehrere Beobachtungen und Kenntnisse bei dem, der den größtmöglichsten Nutzen daraus ziehen möchte, voraus. Du

selbst wirst sehr leicht einsehen, daß es, um mit Menschen von verschiedener Art so umzugehn, daß ich meinen Zweck bei ihnen oder durch sie erreiche, nothwendig sei, sie nach ihren besondern Beschaffenheiten zu kennen. Aller Umgang mit Menschen setzt Kenntniß der Menschen voraus, und ohne diese tappe ich bei jenem immer im Finstern, denn was helfen alle Regeln, wenn ich ihrer besten Anwendung in besondern Fällen nicht gewiß bin? Diese Menschenkenntniß selbst theilt aber Knigge nicht mit, sondern denkt sich unter seinen Lesern Leute, deren Blick durch Beobachtung schon geschärft ist, die über die Natur und Beschaffenheit des Menschen, und derselben mancherlei Modifikationen bereits selbst nachgedacht haben, mit einem Worte, die Leute, die schon in der Welt gelebt, Erfahrungen gemacht und aufmerksam auf Vieles geworden sind, nicht aber Jünglinge, die erst in die Welt eintreten. Diesen dürften daher seine an sich so schönen Regeln weniger nützlich sein,

bis

bis nicht ihr Blick dafür geschärft ist, wo sie dieselben am sichersten anzuwenden haben, welches bei dir zu bewirken mein Vorsatz ist.

Es schien mir zu diesem Behufe rathsam, zuvörderst das für dich Brauchbare auszuheben, und hier erhältst du es. Ich habe meine und Anderer Beobachtungen über die Menschen daran gereiht, und durch Beispiele dir alles noch deutlicher, manche heilsame Wahrheit noch eindringender zu machen gesucht. Du findest hier gute und schlechte Menschen, gute und schlechte Beispiele, wie du sie in der Welt finden wirst; Engel, Teufel und Schwache werden abwechselnd an dir vorübergehen; du wirst, wie in einem Zauberspiegel, die Welt von allen Seiten erblicken. So vorbereitet wirst du selbst einen Reiz in dir verspüren, über die Menschennatur weiter nachzuforschen, wirst bei dir selbst ausmachen, wie dies am besten anzustellen sei, dich gern mit mir auf diese Bahn begeben, dann

Knigge's Buch selbst zur Hand nehmen, und nun sicherer deinen Pfad durch das Leben und seine mannichfachen Dornengewinde, verfolgen; wirst seltener in Gefahr gerathen zu straucheln, oder gar zu fallen, und dich gefährlich zu verletzen. Nützlich wird, was ich ich dir sage und zeige, ganz sicher für dich sein: denn wenn es dir auch nie gelingen sollte, dein Glück in dieser Welt zu machen, so wird es doch deine Ruhe begründen und sichern, und Ruhe, Eduard, Ruhe um uns und in uns ist das köstlichste Gut, das in diesem unruhvollen Leben uns werden kann.

Auf denn, theurer Jüngling, begleite mich in einsamer Betrachtung durch das Menschenleben, bevor du in sein wirkliches Gewühl dich hineinwagst. Präge dir hier alles tief in das Innerste deiner Seele, damit dir alles, was dir dann im Leben vorfallen kann, bloß als Erinnerung erscheine; so wirst du auch überall im Stande sein, dich selbst zu berathen, und

du

du bist glücklich, daß fremde Erfahrung der Stab deiner Unerfahrenheit war.

Daß du glücklich werden möchtest, Eduard, ist der heißeste Wunsch meiner Seele! Du kennst meine ganze Liebe zu dir, und weißt, mit welchem Herzen ich Antheil an jedem Schicksal nehme, das dich trifft. Vernichte mir nicht meine Hoffnungen, die süßesten meines Lebens! Denke, daß in deinem Glücke auch das meinige, das Glück deines zärtlichsten Freundes blüht, und nun — nun wirf auch einen Blick hin auf deine Mutter, diese holde Freundin deiner ersten Jugend, übersetze dir in Worte, was ihr freudigwehmüthiger Blick gen Himmel, ihr Blick voll unaussprechlicher Zärtlichkeit auf dich herab, sagt, — denke dessen, — ließ, — gehe hin in die Welt, und — handle!

Mein Herz schlägt höher, meine Hand zittert, eine Thräne fällt auf das Blatt, ich lege die Feder nieder.

---

Erster

## Erster Abschnitt.

# Uiber
# den Umgang mit sich selber.

Γνωθι σεαυτον!

---

1.

„Die Pflichten gegen uns selbst sind die wichtigsten und ersten, und also ist der Umgang mit unserer eigenen Person gewiß weder der unnützeste, noch uninteressanteste. Es ist daher nicht zu verzeihen, wenn man sich immer unter andern Menschen umhertreibt, über den Umgang mit Menschen seine eigne Gesellschaft vernachläßigt, gleichsam vor sich selbst zu fliehen scheint, sein eignes Ich nicht kultivirt, und sich doch stets um fremde Händel bekümmert. Wer täglich herumrennt, wird fremd in seinem eignen Hause; wer immer in Zerstreuungen lebt, wird fremd in seinem eignen Herzen, muß im Gedränge müßiger Leute seine innere Langeweile zu tödten trachten, büßt das Zutrauen zu sich selber ein, und ist verlegen, wenn er sich einmal mit sich selber allein befindet. Wer nur solche Zirkel sucht,

in welchen er geschmeichelt wird, verliert so sehr den Geschmack an der Stimme der Wahrheit, daß er diese Stimme zuletzt nicht einmal mehr aus sich selber hören mag; er rennt dann lieber, wenn das Gewissen ihm dennoch unangenehme Dinge sagt, fort, in das Getümmel hinein, wo diese wohlthätige Stimme überschrieen wird."

---

Glaube mir, Eduard, daß es schlimme Verachtungswerthe Menschen sind, denen jede Stunde der Einsamkeit ertödtende Langeweile macht; die nie ein lebhafteres Interesse an den Fragen fanden, wer bin ich, und was soll ich hier? die ihre Muße nicht zur Bereicherung ihres Geistes nützen, die nie in stillen Augenblicken ihre Denk- und Handelsweise vor den Richterstuhl ihres Gewissen ziehen. Du weißt es, daß wir auf Erden eine Doppelrolle zu spielen haben, worin wir bald den

den Thieren des Feldes, bald Geistern höhe-
rer Art gleichen, und ich frage dich nicht erst,
durch welche von beiden wir unsern Vorzug
haben. Jene Menschen aber treten gerade
das Aedelste, was in uns ist, mit Füßen,
und würdigen sich dadurch, daß sie das Leben
nur für eine Farce halten, zu Sklaven der
Neigungen und Lüste und elender Armseligkei-
ten herab. Jeder müßige Augenblick ist ihnen
ein peinlicher Augenblick, den sie durch Rausch
und Taumel auszufüllen streben, wodurch sie
sich verderben, oder in dem sie, wenn dieses
etwa nicht möglich ist, theils um die Lange-
weile zu vertreiben, theils aus Eigensucht den
guten Namen des Nächsten zerfleischen und al-
so Andere verderben. Sich selbst erlauben sie
alles, an ihren Nebenmenschen aber wird der
bloße Anschein eines Fehlers schon zum Ver-
brechen gemacht. Sie sind es, von denen der
große Lehrer der Menschheit sagte, daß sie in
fremden Augen den Splitter, doch den Balken
nicht in den ihrigen sähen. Reine Menschen-
liebe

liebe wird ihren Herzen fremd, Klatscherei, Zwischenträgerei, Lügen und Verläumden wird ihre Beschäftigung, und um so mehr zwar, je schaaler ihr Kopf ist. Wahrheit, Güte, Tugend dünken ihnen Mährchen, Religion wird der Gegenstand ihres Spottes, wenn sie kühn sind, und sind sie furchtsam, so glauben sie den Allerheiligsten mit Kirchengehen und Beichtpfennig, Morgensegen und Abendlied hinlänglich abgefunden zu haben, und werden so durch Heuchelei und Selbstverblendung vollkommene Bösewichter, übertünchte Gräber, die inwendig voll Koth und Unraths sind. So weit kann die Entfremdung seiner Selbst führen.

Vor Menschen dieser Art dich zu hüten, hast du alle Ursache, und ich gebe dir deshalb um deiner Ruhe willen vorläufig den guten Rath, ja jeden von dir zu entfernen, der mehr oder weniger diesem Bilde gleichend auf der Flucht vor sich selbst begriffen ist. Doch

bei

bei weitem noch mehr Ursache hast du, auf alle Weise zu verhüten, daß du nicht selbst so werdest. Das hat wohl keine Noth, denkt gewöhnlich der Jüngling bei seinem Leichtsinn, und achtet deshalb wenig auf sich selbst, sucht wenig seinen eignen Umgang. Aber wohl hat es Noth, und der Jüngling, der nie über sich selbst Gericht hält, ist schon halb verloren, und wehe ihm, wenn nichts ihn aufhält! Höre zum Beweise

## Die Geschichte des jungen Wild.

Sehr frühzeitig kam Wild auf die Universität, und verlor bald darauf seine Aeltern, die ihm ein sehr beträchtliches Vermögen hinterließen. Als dem einzigen Sohne hatten seine Aeltern ihm als Knaben allen Willen gelassen, und feurig und dürstend nach Vergnügen, wie er war, hatte dadurch ein Hang zur Sinnlichkeit bei ihm das Uebergewicht gewonnen. Nie gewohnt über das, was er thäte, mit Ernste nachzudenken, folgte er daher

her meist seinen Trieben und der Lockung des Augenblicks. Leichtsinnig vergaß er auch jetzt bald seine Bestimmung als Mensch, und den Zweck seines akademischen Lebens. Uiber sich nachzudenken, fiel ihm im Traume nicht ein. Doch gieng alles noch gut genug, so lange der ädle Frank, sein Jugendfreund, noch bei ihm war, und ihn durch Bitten und Vorstellungen von mancher Ausschweifung zurück hielt. Umstände aber nöthigten diesen, sich von seinem Freunde zu trennen, und nun war Wild völlig Zügellos. Er fiel einer Rotte junger Wüstlinge in die Hände, und war bald größerer Wüstling als sie alle. Von Gelag zu Gelag taumelte der Unsinnige fort, und so dauerte es zwei Jahre ungefähr, in denen bloß Karten und Würfel statt der Bücher in seine Hände gekommen, nur Wein- und Kaffeehäuser seine Musensitze, lüderliche Häuser seine Erholungsörter gewesen waren, und Wucherer aller Art den tollen Verschwender

um seines Vermögens größten Theil betrogen hatten, als Frank unvermuthet zurückkam.

Blühend wie eine Rose, in der vollen kräftigen Fülle der Jugend hatte der Freund den Freund verlassen. Wie mußte der arme Frank erschrecken, als er jetzt folgende Schilderung von seinem Freunde, und dessen Umständen machen hörte: „Das schöne Vermögen ist beinahe fort, und größtentheils Spielern, Maitressen, Gaunern und Schmarotzern zur Beute geworden. Die Tage werden verpraßt und verjubelt, und die Nächte durch wird geschwärmt, gespielt und gezecht. Da geht's denn mit der Gesundheit wie mit dem Vermögen zur Neige. Warlich Sie werden ihn nicht mehr kennen, so verändert ist er in der kurzen Zeit. Blaß, abgefallen, hohläugigt und finster scheint schon die Verzehrung im Hinterhalte zu lauern, und Gott ist's bekannt, was es noch für ein Ende nehmen wird!"

Gräßliches Bild, das fähig war, des Freundes Herz erstarren zu machen! Doch war noch nicht alle Hoffnung verloren, denn Frank hörte gleich darauf: „Sein Herz ist gut, aber es ist weich wie Wachs, und läßt sich nur gar zu leicht dahin reißen. Zuweilen hat er Augenblicke und Stunden, die mir Freudenthränen auspressen: aber die gefährliche Gesellschaft nimmt auf einmal alles wieder vom Herzen, und vorbei ist Vorsatz und Reue!"

Frank versucht, was er noch über ihn vermöge, Wild bleibt kalt. Aber der Freund läßt nicht ab mit allem, was Freundschaft Herzliches und das Herz Rührendes sagen kann, in ihn zu dringen, und erweicht und Besserung gelobend sinkt Wild an seines Freundes freudigschlagende Brust. Einsam ist er jetzt mit sich in seinem Zimmer, und gelobt auch sich selber Besserung. Er schlägt ein Buch auf, und findet folgende Stelle: Welch

Meisterstück ist der Mensch! wie ädel durch die Vernunft! wie unbegrenzt in seinen Fähigkeiten! wie vollendet und bewundernswürdig an Gestalt und Bewegungskraft! Im Wirken; wie ähnlich einem Engel! Im Denken; wie ähnlich einem Gotte! die schönste Zierde der Schöpfung, das vollkommenste aller sichtbaren Wesen!

O wahr, wahr, großer Mann, rief Wild im Innersten erschüttert aus, so wahr, daß ich's in meiner Seele fühle! — Wie ädel durch die Vernunft? — Hab' ich sie noch? — Ah, ich habe sie verläugnet und wie ein Unvernünftiger, wie ein Rasender gehandelt! — Im Wirken; wie ähnlich einem Engel? — Einem Engel? — Einem Teufel, Verruchter! — O mein Gott, was hab' ich nicht alles schon auf meinem Gewissen! — Nein, nein, ich kann's nicht wieder gut machen; es ist unmöglich! — Ich schäme mich vor mir

 selbst

selbst, ihm alles zu gestehen, ihm dem guten unverdorbenem Jünglinge, dessen Seele so rein ist, als seine Gestalt. Stand er nicht vor mir, in der ganzen Schönheit der Unschuld und Tugend wie ein warnender Engel, der dem Gefallnen liebreich die Hand bietet? Sein Herz ist rein, auf seiner Wange glüht Gesundheit und Kraft, und sein Geist ist ädel und groß! Und ich, den die Natur mit weit mehreren Gaben beschenkt hatte, was hätte aus mir werden können?

So stand es um ihn, als eben sein Busenfreund und Verführer, der Baron Blond zu ihm kam, und über sein finsteres Gesicht lachte.

Wild. Bei Gott, Blond, es ist mein Ernst, ich reiße mich heraus! Ich habe da so über eins und das andere nachgedacht.

Blond. Aber ich bitte dich, Junge, wie kommst du auf den burlesken Einfall, nachzudenken? Das ist um volle zwanzig Jahr zu früh! Jetzt ist die Zeit zu handeln und zu genießen.

nießen. Wenn wir so unsre Vierzig aufgeladen haben: dann denkt sich's ganz allerliebst! Dann sollen die Jünglinge staunend zu unsern Füßen sitzen, die Lehren der Weisheit von unsern Lippen saugen und ob der Frömmigkeit und Enthaltsamkeit der Weisheitslehrer in Staunen und Bewunderung ausbrechen! — Jetzt sei kein Narr! Vergnügen, Genuß und Freude ist das höchste Glück des Lebens. Gab uns die Natur etwa Reiz und Empfindung, um sie zu unterdrücken? Gab sie der Traube den reizenden Saft, um ihn am Stocke vertrocknen zu lassen? — Nur ein Thor kann so etwas behaupten; nur ein Narr sieht den Wein im Glase blinken und trinkt ihn nicht aus! Sieh, Bruder, das ist meine Philosophie, und dabei hab' ich mich bisher ganz allerliebst befunden! Allons! Blonds Philosophie soll leben!

O Eduard, folge ja dem ädeln Gellert, wenn er dir zuruft:

O Jüngling, flieh die ersten Tritte,
Damit sind schon die andern Schritte
Zu einem nahen Fall gethan!

Wirst du nicht frühzeitig dich gewöhnen, über dich selbst dir Rechenschaft abzufordern, so bist du verloren für immer, denn ach! Gewohnheit riß Wilden auch jetzt dahin, und er folgte dem Laster in dem Augenblicke wieder, in welchem er nur eben der Tugend von neuem gehuldigt hatte.

Völlig hatte ihn aber auch schon das Laster umstrickt, und er war so tief gesunken, als man nur sinken kann. Seine Unschuld war dahin, aber durch teuflische Verstellungskunst hatte er sie auch aus den Herzen zweier ädler Mädchen gestohlen, und sie dem schmählichsten Elend Preis gegeben. Beide hatten leichtgläubig seinen Schwüren und seinen Eiden getraut, und beide hatte er schändlich betrogen. „Ha, da steh' ich — rief die eine aus — trostlos, elend und verlassen, und eine jammervolle, fürchterliche Zukunft liegt schrecklich

vor

vor meinen Augen!" — O, meine Schwestern, — rief die andere — könnt' ich euch allen ins Ohr schreien: verlaßt die Bahn der Tugend nie! Ein einziger Schritt, vor dem die Schaamhaftigkeit erröthet, ist ein Todesstoß für die Tugend eines Mädchens! — Ach mein Gott! was wird aus mir werden? Verworfen, mit Schmach und Schande bedeckt, werde ich herumschleichen, wie eine Geächtete; keine mitleidige Seele wird meinen Jammer lindern; kein gutherziges Mädchen meine Thränen trocknen! — Verwünschen, fluchen wird man der Buhlerin, und sie gleich achten jenem Auswurf der Menschheit, bei deren Namen schon meine ganze Seele sich empört!"

Sophie Winter hieß das eine dieser Mädchen, das nebst ihrem Bruder die einzige Hoffnung und letzte Stütze ihres Großvaters, eines redlichen ehrwürdigen Greises war. Vater und Mutter hatten beide verloren. Denke dir, Jüngling, das Gefühl der Hölle, das in den Herzen dieser beiden jungen Leute

toben

toben mußte, als einst der tugendhafte Alte sie umfieng, und ausrief: „Gütiger Gott, wie dank' ich dir für das unaussprechliche Glück, das du mir in diesen meinen Enkeln gewährst. Sie sind rein, das bin ich überzeugt; fromm und tugendhaft. — O mein Gott, wache du ferner über sie und segne sie!“ Ach, du guter nichts argwöhnender Greis, deine Kinder beide waren gefallen, der Bruder wie die Schwester, denn auch jenen hatte Wild verführt, und nur in voriger Nacht erst hatte er dein ganzes Jahrgeld verspielt.

Im Uibermaas seiner Angst, nahe der Verzweiflung, entdeckt der Bruder der Schwester seine unglückliche Lage, und öffnet der schrecklich Betrogenen die Augen über Wilds Charakter, den die Arme stets für gut gehalten hatte. Wie schlägt diese Entdeckung sie mit einem Male nieder, wie fürchterlich wird auch ihre Lage! Nur eine Hoffuung hat sie noch, die schwache armselige Hoffnung, daß der Bruder sich vielleicht geirrt. Von Unruhe,

Angst und Zweifeln stets hin und her getrieben vermag sie es endlich nicht mehr, so auszudauern, und sie will Gewißheit, wie diese auch komme. Sie schreibt an Wild, herzlich und dringend, und sendet das mit ihren Thränen benetzte Papier ihm hin. Eben ist dieser im wilden Gelag, berauscht und trunken, als er den Brief erhält. Nicht achtend der Heiligkeit des gegebenen Wortes, jede Pflicht, selbst die sanfteste der Dankbarkeit, mit Füßen tretend, unbewegt sogar vom Mitleid, gab der Unwürdige eine schnöde, beleidigende, kränkende Antwort. Taumle nur hin, Unsinniger, und verkaufe auch jetzt noch den Beifall deines Herzens für das Zotengewieher deiner Brüder, aber wisse, schon schlägt die fürchterliche Stunde der Rache!

Entsetzlich, schrecklich waren die Folgen seiner Antwort. Folge mir, Jüngling, in das stille Gemach einer sonst glücklichen Familie, und sieh' und höre alles selbst, was geschah. Siehe, da kommt der gute Greis an sei-

seinem Stabe geschlichen, und seine Sophie kommt ihm nicht heiter und unbefangen wie sonst entgegen. Verstellt und todtenbleich ist ihr Gesicht, wild rollt ihr Auge, wie im Fieber zittert ihre Hand, kaum tragen die Füße den Körper noch.

Greis. Um Gottes willen, was ist dir? Wie siehst du aus? Dein Ansehen ist schrecklich. Du zitterst; bist bleich. — Sage, rede, liebes Kind, was ist dir begegnet? — Hab' ich dein Vertrauen verloren? Bin ich nicht mehr dein Vater? — Bist du nicht mehr mein Kind?

Sophie. Ach, um Gottes Barmherzigkeit willen, Vater, lassen Sie mich! — Ich bins nicht mehr, bin ihre Tochter nicht mehr; bin eine elende, eine Verworfene, eine Geschändete!

Greis. Halt ein, o halt ein; du brichst mir das Herz! — Aber nein, es ist nicht so,

kann

kann nicht so sein! — Du bist krank, dein Kopf ist schwach! — Ich will den Arzt holen lassen.

Sophie. Nein, Vater, nein, es ist zu spät! Für mich ist keine Hilfe mehr! — O, ich bin unwerth ihr Kind zu heißen! Ich bin verführt; Wild ist der Verbrecher; und ich — habe Gift —

Greis. Barmherziger Gott!

Jetzt kam auch der junge Winter. Da lag seine Schwester, in Verzweiflung des Greises Knie umklammernd, da stand der Greis, und raufte sich sein graues Haar.

Winter. Was ist das? Um Gotteswillen, Vater! was ist das?

Greis. Ah, mein Sohn, bist du es? — Es ist gut, daß du kommst! Geh, lauf zum Arzt, deine Schwester ist — ist krank. Armes, unglückliches Mädchen! — O wehe, wehe dir und mir! Alle meine Freude, alle meine Hoffnung ist dahin, Unglück und Schande bedecken mein graues Haupt!

Winter. Ha, wenn ich errieth'! Wenn es wäre!

Vater. Sie hat Gift genommen!

Winter. Schwester, Sophie, um Gottes Barmherzigkeit willen, was hast du gethan?

Sophie. Wild — —

Winter. Ha, Teufel, so war es dir an mir nicht genug, nicht genug, daß du mich um alles betrogst, was mir lieb und theuer war; auch diese, diese Unschuld mußtest du vernichten! Darum bestach er mich mit seinem Golde; darum blendete er mir mit Großmuth und Freundschaft Herz und Auge; darum stahl er mir Unschuld, Ruhe, Frieden und Seligkeit! — Ha, alter Vater, stehe nicht da mit so stierem Blicke, hör' es, und verzweifle! Laß deine Augen brechen, und öfne sie nie wieder, um den Grenzenlosen Jammer deiner unglücklichen Kinder zu sehen! — Kinder? — Nein, du hast keine mehr! — Auch ich, Vater, auch ich bin gefallen, bin elend und ein

Bö-

Bösewicht, die unglückliche Ursache des Falls meiner armen Schwester! — Nun fluche mir, alter Mann, verstoß mich von dir, und wälze die ganze Last des Verbrechens auf mein Gewissen. — Doch nein, guter Vater, fluche mir nicht! Dein Fluch würde schwer auf mir liegen, und mir bis in die Ewigkeit folgen! — Hier lieg' ich reuig zu deinen Füßen; vergieb, o vergieb!

Greis. (jammernd) O meine Kinder, meine Kinder, sonst mein Stolz und meine Freude, ihr habt mir das Herz gebrochen!

Hart traf den unglücklichen Greis der Jammer dieses Tages. Bald sah er seine theure geliebte Tochter unter Quaal und Verbrecherangst ihr Leben verröcheln, das Maas seines Leidens war voll, er unterlag, und sank todt neben die Leiche seiner Tochter. Da stand in der Todtenstille der Mitternacht der junge Winter trostlos und verzweifelnd zwischen den geliebten Leichen, und wer beschriebe seinen Schmerz?

Schmerz? Doch kochte mitten im Gefühl des Schmerzes die Rache gegen den Mörder in seinem Herzen auf, und kaum dämmerte der Morgen, so eilte er hin, und donnerte den Schwelger aus seinen Träumen: „Auf, Mörder, auf! erwache, erwache! — Schläfst du so fest, und hast Mord auf deiner Seele, und Blut an deinen Händen? Auf und höre, und jeder Tropfen in deinen Adern erstarre, und zitternd und bleich wie ein entdeckter Mörder bebe schaudernd zurück! — Die Schwester, die du verführt hast, ist todt; ist wahnsinnig und in Verzweiflung gestorben; den unglücklichen Greis hat der Gram getödtet, und hier steht der Bruder und Sohn voll Wuth und Verzweiflung vor dir, und fordert Rache! — Auf denn, Blut um Blut, Leben um Leben!“

Winter war nicht abzuhalten, nicht zu besänftigen. Er zwang verblendet von Wuth und Rache Wilden zum Zweikampf. Man focht; Winter fiel.

Der

Der Leichtsinnige war lasterhaft geworden; der Lasterhafte zum Bösewicht gereift, und nun stand der Bösewicht als Mörder einer ganzen Familie da. Was sollte er jetzt thun? Dem Schwerte der Gerechtigkeit konnt' er entfliehen, aber der Hölle in seinem Busen, der Folter seines Gewissens nicht. Dahin waren für ihn Ruhe und Glück in diesem Leben, dahin die frohe Aussicht auf ein anderes. Das Verderben schlug über ihm zusammen.

Aber er floh nicht, und durch Veranstaltung des Bösewichts Blond wurde er als Thäter nicht entdeckt. Aber jetzt, jetzt mußte man ihn allein auf seinem Zimmer sehen! Da stand er mit blassem zerstörtem Gesicht, wild hieng das Haar ihm über den Kopf. — „O, rief er aus, wo flieh ich hin? — Unstät und flüchtig wie Kain treibt Todesangst mich hin und her. Diese Angst, dieser innerliche Richter, die Stimme der Natur schreit unaufhörlich in mein Ohr: Mörder, Mörder, du hast ihn erschlagen! Deinen Freund, deinen Bruder! —

der! — Sophie! Wilhelm! ich — ich hab' euch geopfert! Uiber mich, über mich allein komm' euer Blut! Ihr seid unschuldig; nur ich war der Teufel, der euch ins Verderben lockte!"

Noch einmal, obschon zu spät, gelobte er sich heilig Besserung, und wollte den Rest seines Vermögens zu würdigern Zwecken verwenden. Auf diesen Rest hatte er überhaupt viel gebaut, denn sein Vorsatz war, daß er anfangen wollte zu wirthschaften, sobald er bis auf diesen Rest gekommen wäre. Indeß drängten jetzt die Gläubiger ihn mehr als je; bezahlen konnt' er nicht; kein Wucherer lieh ihm mehr er mußte also in das Gefängniß, und hier im Gefängniß erhielt er von seinem Anwald die schreckliche Nachricht, daß jener Rest seines Vermögens, auf dem das ganze Gebäude seiner Hoffnung stand, für ihn verloren sei. Der Brief, der dies ihm meldete, schloß mit den Worten Sirachs: „Sei nicht ein Prasser, und gewöhne dich nicht ans Schlemmen, auf daß du nicht zum Bettler werdest!"

Ein

Ein Blitzstrahl, der vor ihm in den Boden gefahren wäre, hätte kaum ihn so betäuben und erschüttern können, als dieser Brief. „Ja — rief er endlich aus — ich bin ein Bettler, und o! daß ich nur ein Bettler wäre; nur ein toller Verschwender, der am Ziel seiner schwelgerischen Laufbahn bloß seine Unbesonnenheit zu bereuen hätte! — Aber dieser nagende Wurm, der an meinem Herzen frißt; dies Bewußtsein meines grausen Verbrechens; dies Gefühl meiner schändlichen Niederträchtigkeit demüthigt mich vor mir selbst, und gesellt mich zu jenen Ungeheuern, vor denen die Menschheit zurückbebt! — — O Vorsehung, die ich höhnte, die ich im Taumel tobender Leidenschaften verlachte, jetzt — jetzt fühl' ich deine rächende Hand! — Eben da ich auf dem Punkte stehe umzukehren; da Reue an meinem Herzen nagt, und ich mich so gern losreißen möchte von der Kette der Laster, versagst du mir die rettende Hand und giebst mir den Todesstoß!"

Ja wohl war seine Lage jetzt fürchterlich, denn Gesundheit, Munterkeit und Kraft, Vermögen, Zeit und Aussicht, Tugend, Trost und Hoffnung, alles, alles war für ihn unwiederbringlich verloren, und noch zum Uiberfluß saß er unter diesen Umständen im Gefängniß. Einsam, seinem quälenden Gewissen zur Beute hingegeben, saß er in der Nacht des Kerkers da, und o! daß er früher als jetzt, und an einem andern Orte als diesem, sich Rechenschaft über sich abgelegt hätte, dann dürfte sie auch anders ausgefallen sein. „Dahin ist es also gekommen? — sprach er. — Arm, elend, mit Schande bedeckt; ein Spott des Pöbels, ein Verräther und Mörder, — sitz' ich hier einsam und verlassen; trübe wird's in meiner Seele, und Verzweiflung allein ist meine Gefährtin und mein schreckliches Loos! — — Umsonst stöhne, jammr' ich und rufe ins Leere! Alles ist einsam, wüst und schauervoll wie im Grabe um mich her! Zu spät, zu spät fällt die Decke, und ich fühle mit Entsetzen, daß ich selbst mein Glück zerstört, und

wie

wie ein Rasender gehandelt habe! — Zu spät? — O mein Gott, das ist schrecklich, entsetzlich! — — Jahre der Jugend, Jahre der Unschuld! wohin seid ihr geschwunden? O, daß ich euch zurück erflehen könnte! — Jetzt wag' ich's nicht mein Auge aufzuheben, nicht einen Blick in die Zukunft zu thun. — Ich fühle, es ist am Ende, und nur du Verzweiflung bist meine einzige letzte Zuflucht."

Noch wurd' er jetzt durch seines Freundes Frank Vermittlung aus dem Gefängniß befreit. Er macht alles zu Gelde, was ihm noch übrig ist, rafft zusammen, was er noch gerettet hat, und kommt so zu einer Summe von 100 Louisd'or. Mit dieser nimmt er sich vor in die weite Welt zu fliehen, denn hier ein Gespötte der Menschen umherzugehen, dem ädeln Frank in dem durchbohrenden Gefühle seiner Nichtswürdigkeit unter die Augen zu treten, dünkt ihm unerträglich. Sein Entschluß ist gefaßt, seine Habseligkeiten sind zusammengepackt, die Pistolen zur Reise gela-

den; er macht sich nun auf. Aber noch einmal will er sich eine Zerstreuung machen, bevor er geht. Man hält Redoute, er geht hinauf.

O Zerstreuung, du fürchterliches Wort! Wie bebt meine ganze Seele, wenn ich einen Jüngling oft sagen höre, daß er sich zerstreuen müsse! Nicht sich zu zerstreuen, sondern sich zu sammeln ist nothwendig! Wie mag der Zerstreuungssüchtige doch nicht vor sich selbst erröthen, wenn er denkt, daß er ein vernünftiges, zur Tugend und Unsterblichkeit bestimmtes Geschöpf ist! Schon haben wir der Zerstreuung schauderhafte Folgen gesehen, doch werden wir sie bald noch schrecklicher erblicken.

Mit dem festen Vorsatze nicht zu spielen, war Wild auf die Redoute gegangen. Eine Zeitlang blieb er seinem Vorsatz treu, aber bald rissen ihn Uiberredung, eigner Hang, und der allen Thoren gewöhnliche Gemein-

spruch:

spruch: nur dies einemal noch, hin. Er spielte, und gewann. Das machte ihm Muth, und feuerte ihn von neuem an. Er spielte fort, und verlor. Das Verlorne wieder zu gewinnen, spielte er immer weiter, und verlor immer mehr, einen Louisd'or nach dem andern, — seines Vermögens ganzen Uiberrest. Noch hat er etwas von Werth, Uhr und Dose. Beide setzt er, und auch sie gehen verloren. Von Augenblick zu Augenblick war seine Wuth gestiegen, jetzt hatte sie den höchsten Grad erreicht. Fürchterlich knirschte er, zerriß die Karten mit den Zähnen, stürzte wie ein Rasender aus dem Spielzimmer, und schlug die Thür desselben zu, daß die Fenster klirrten. Ein schallendes Gelächter folgt' ihm nach.

Verzweiflung peitscht ihn durch die schlafende Stadt, wahnsinnig irrt er zur Mitternacht in Wald und Feld umher, Missethäters Bangigkeit treibt ihn ohne Zweck und Ziel dahin und dorthin. Jetzt zertheilt der Wind

das finstre Gewölk, der Schimmer des Mondes fällt hindurch. Wild blickt um sich, und findet sich — auf dem Kirchhof, steht neben einem frischen Grabe, — dem Grabe Sophiens. Schauer ergreift seine Seele, er bebt zurück, und bleibt wie eingewurzelt stehen.

Nach einer Weile hört der inwohnende Todtengräber reden, und öfnet sein Fenster. Wild spricht zu sich selbst: „Ja, hier bin ich recht, hier ist der Aufenthalt der Verzweiflung! — Hierher gehörst du, Elender, hierher, wo alle Nebel vor deiner Seele schwinden; aller Schimmer der Welt in ewiges Dunkel zerfließt, und das Feuer wollüstiger Umarmungen an dem eiskalten morschen Kinnbacken des Todes erlischt — — Des Todes? — Schauerlicher, schrecklicher Gedanke! — Ah, meine Seele, ahndet dir dein Schicksal? — Tod war also das Ziel deiner stürmischen Wünsche, und deiner schwindelnden Hoffnungen? Ja, es sei so! Soll ich den elenden Rest meines Lebens wie ein Brandmark der Schö-

pfung herumschleichen, daß jeder hohnlächelnd nach mir hinweise und ausrufe: Seht, da geht der Bettler! — Ha, wie sie schon zischelten im Tanzsaal, mit hämischer Schadenfreude und höhnendem Achselzucken vor mir vorüber-giengen die Elenden, die im Glücke sich schmarozend vor mir beugten, und nun des Bettlers spotten! — Nein, es sei drum, ich will's enden! Alle meine Hoffnungen sind vernichtet, und Schande, Elend und Verzweiflung meine höchste Erwartung! — — Ich will hinüber, hinüber in die ewige Nacht! — Was dann mein Schicksal sein wird, das bestimme du Ewiger! — Ach, das Bewußtsein meiner Verbrechen mit hinüber nehmen in jene andere Welt, das ist schrecklich! Und doch, es muß so sein! (zieht ein Pistol hervor.) Willkommen, Werkzeug des Todes, willkommen! — — Wie still, grausend und feierlich ist's hier! Die fliehenden Wolken rollen schnell über mir dahin; der heulende Sturm braußt um mich her und pfeift um meine Schläfe, und ich stehe hier in Graus und Mitternacht, wie ein von

Gott

Gott und Menschen Verbannter! — Beten! Ah, ich kann nicht beten; meine Sinnen vergehen; meine Gedanken zerrinnen! — Hier, hier an Sophiens Grabe will ich enden! Flucht mir nicht, gute Jünglinge, flucht mir nicht! Laßt mein schreckliches Ende euch ein Beispiel sein!“

Der Todtengräber eilte hinab, allein schon war die entsetzliche That geschehen. Der Schuß hatte die Hirnschaale gesprengt, Blut und Gehirn lagen umher, über Sophiens Grab gebeugt lag der Selbstmörder da.

2.

„Hüte dich also, deinen treuesten Freund, dich selbst, so zu vernachläßigen, daß dieser treue Freund dir den Rücken kehre, wenn du seiner am nöthigsten bedarfst! Ach! es kommen Augenblicke, in denen du dich selbst nicht verlassen darfst, wenn dich auch jedermann verläßt; Augenblicke, in welchen der Umgang mit deinem Ich, der einzige tröstliche ist. Was

wird aber in solchen Augenblicken aus dir werden, wenn du mit deinem eignen Herzen nicht in Frieden lebst, und auch von dieser Seite aller Trost, alle Hilfe dir versagt wird?"

---

Am Rande des Grabes, Eduard, sprach der auch als Schriftsteller rühmlich bekannte Prediger Fest also von sich selbst:

„Ein Zeugniß kann ich mir sicherer als der vertrauteste Freund geben, und darf es, ohne vor mir selbst zu erröthen: Der Mensch ist mir mehr als der Schriftsteller, und die Tugend mehr als aller Verstand! Mein kleiner litterarischer Ruf wird verschwinden, vielleicht ehe noch der Nekrolog *) etwa meines Namens gedenket; die Gunst,

*) Ein Werk vom Herrn Rath Schlichtegroll in Gotha, welches die Lebensbeschreibungen der berühmten Menschen liefert, die in einem Jahre starben, und das Jünglingen sehr zur Lektüre zu empfehlen ist.

Gunst, die so manche schätzbare Menschen aus allerlei Ständen mir zugewandt, wird bald auf andere übergehen; als Prediger wird die Beredtsamkeit und der Geschmack jüngerer Nachbaren den ältern in wenig Jahren in Vergessenheit bringen; mein Einfluß auf einige meiner Mitmenschen wird aufgehoben, meine Rathschläge werden übersehen, viele meiner Gedanken widerlegt, meine Erfahrungen und mein ganzes Wissen wie alter Hausrath bei Seite gestellt werden. — Ich allein werde mir, und allein mir werde ich übrig bleiben, und den äußern Menschen mit allen seinen Zufälligkeiten überleben. Ewig aber wird nichts, weder diesseits noch jenseits, mir das Bewußtsein entreißen, daß ich im Stillen — wiewohl nicht immer mit Glück, noch mit gleichem Eifer — nach moralischem Werthe rang, daß ich, mit allen meinen Mitmenschen, die meinen Kreis berührten, mich selbst zu veredeln, und einer bessern Welt würdig zu machen suchte. Sprechet mir, während daß ich lebe oder modere, alles

ab;

ab; jenes Zeugniß bewahret mir mein Gewissen und Gott.

„O Mensch, der du bisher einigen Antheil an mir nahmest, bin ich dir nach allem, was du von mir weißt, noch etwas werth, so laß mich mit der Bitte von dir scheiden: der Stimme der Wahrheit, die du so eben jetzt in deinem Innersten wieder vernommen, standhaft zu folgen, und nach dem, was bleibend ist, auch nur vor Allem zu trachten.

„Sei stets ehrlich gegen dich selbst und dein Gewissen. Was du scheinen willst, das sei. Strebe nach Weisheit und Tugend!"

So kann nur der Mann im entscheidendsten Augenblicke des Lebens sprechen, der schon frühzeitig sich gewöhnte, sich selbst zum wahren Freunde zu haben. Von der Nothwendigkeit, sich dies zu sein, bist du aber wohl hinlänglich überzeugt, und ich setze deshalb hierüber nichts hinzu. Die Mittel aber, sich dies zu werden, höre!

3.

3.

„Willst du im Umgange mit dir Trost, Glück und Ruhe finden; so mußt du eben so vorsichtig, redlich, fein und gerecht mit dir selber umgehn, wie mit Andern, also daß du dich weder durch Mißhandlung erbitterst und niederdrückest, noch durch Vernachläßigung zurücksetzest, noch durch Schmeichelei verderbest.“

---

Laß dir hier vor allen Dingen etwas aus dem Leben des Freiherrn von Flaming erzählen, bevor wir irgend eine Bemerkung über das jetzt Gesagte machen.

Quinctius Heymeran von Flaming zeigte sich zwar von Jugend an als einen guten liebenswürdigen Menschen, bekam aber durch eine etwas sonderbare Erziehung einen gewaltigen Hang zur Eitelkeit, und eine Sucht sich auszuzeichnen und zu glänzen.

Mit

Mit Eifer warf er sich in die Wissenschaften hinein, doch weniger aus jenem ädeln Vorsatz, um durch sie sich selbst zu bilden und einst der Welt zu nützen, als um den Gespielen seiner Jugend Lissow zu übertreffen. Je mehr man den eiteln Knaben bemerkte, desto bemerkter sucht' er sich zu machen, kramte nicht nur bei jeder Gelegenheit seine Gelehrsamkeit aus, sondern fieng auch an sonderbar zu handeln, um die Augen der Menschen auf sich zu ziehen. Er las z. B. mit seinem Hofmeister die Geschichtschreiber des Alterthums, und erwärmte sein Herz mit den großen und ädeln Thaten der Helden Roms, die Livius so warm und lebendig gemahlt hat, daß man sich einen Augenzeugen von ihnen glaubt. Allerdings wäre es der elendeste Grund, jene trefflichen Geschichtschreiber der Alten zu lesen, um Latein aus ihnen zu lernen, und ein Studium der Geschichte aus bloßer Neugier wäre auch nichts werth, sondern man liest jene und studirt diese auch darum, daß man die großen und ädeln Handlungen der Menschen aus der

Vorwelt sich zum Muster nehme, und handeln lerne wie sie. Ihnen nachzueifern ist sehr lobenswerth, nur muß man es nicht wie Flaming thun, der eben darum Tadel verdiente.

Dieses dürfte dir sonderbar und widersprechend scheinen, ich will dir also erst Auskunft darüber geben, wie Flaming jene Beispiele nachahmte. Er las z. B. die That eines Regulus. Die Karthager sendeten diesen gefangenen Consul der Römer mit ihren Gesandten nach Rom, um dort Frieden zu schließen, doch mußte er sich erst durch einen Eid verbinden, daß er, wenn dieser nicht zu Stande käme, zurückkehren würde. Regulus kommt nach Rom, fast ist man entschlossen, seinetwegen, jedoch zum Nachtheile des Volkes, den Frieden abzuschließen, er aber widersetzt sich dem, und räth zu seinem eignen Schaden Erneuerung des Krieges an. Nun dringt man in ihn mit Vorstellungen und Bitten, wenigstens in Rom zurückzubleiben, da er zuverläßig in Karthago sich Mißhandlungen

aus-

aussetzen würde, und die Gesandten gar nichts anfangen könnten, wenn er bliebe. Schwer kommt es dem Helden an sich von Familie und Vaterland zu trennen; er sieht, daß er recht gut zurückbleiben könne, und weiß es, daß man ihn in Karthago schlecht behandeln werde, allein eingedenk des gegebenen Wortes kann nichts ihn bewegen seine Pflicht hintanzusetzen. Er geht nach Karthago, dort steckt man ihn in ein Faß, das durchaus mit Nägeln beschlagen war, deren Spitzen nach innen gehen, und dieses Faß rüttelt man so lange hin und her, bis der Redliche unter den schmerzlichsten Quaalen darin starb.

Sicher nöthigt diese Handlung jedem guten Menschen, außer dem Mitleiden, auch die innigste Achtung ab, welche Achtung ein neuer Sporn für ihn ist, in allen Lagen der heiligen Pflicht treu zu bleiben, selbst wenn es ihm sein Glück, ja sein Leben kosten sollte. Dies muß ihn befeuern überall ganz redlich zu handeln, denn wenn er hier im gewöhnlichen Le-

ben zu nachsichtig gegen sich wäre, wie könnte er hoffen, dann gut zu handeln, wenn es ihm Aufopferungen kosten sollte! So bessert der gute Mensch durch solche Exempel sich ganz in der Stille immer mehr, aber dieses in der Stille war es, was Flamingen nicht gefiel, und solche Handlungen auszuüben hatte keinen Reiz für ihn, wenn sie nicht bemerkt werden sollten. Dadurch wurde sein Betragen komödiantisch, und selbst wenn er nun solche Handlungen verübte, verloren sie am Werth, weil nicht wirklich tugendhafte Gesinnung, sondern Eitelkeit der Bewegungsgrund dazu war.

Nun wirst du wohl das Obige verstehen, und das Uibrige überlaß' ich deinem eignen Nachdenken.

Dieser Charakter hatte auch Einfluß auf seine Art zu studiren, denn nur zu bald vergaß er, daß alles Studiren unnütz sei, wenn es einen andern Zweck habe, als den, sich selbst immer mehr auszubilden und besser zu machen,

machen, um Bildung und Besserung dann rings um sich her durch Wort und That zu verbreiten. So verschwendete er seinen angestrengten Fleiß, indem es ihm jetzt nicht darum zu thun war, nach dem, was wirklich wahr und gut und schön ist, zu forschen, denn wie leicht hätte es dann kommen können, daß er übersehen worden oder nur im gewöhnlichen Geleise geblieben wäre, etwas das seiner Eitelkeit ganz unausstehlich war. Flaming trieb nur Wissenschaften, die sonst keiner trieb, und je mehr abweichend vom Gewöhnlichen, je Sonderbarer, Paradoxer, Auffallender etwas war, desto lieber beschäftigte er sich damit, und was war natürlicher, als daß er dadurch bald selbst sonderbar, paradox und auffallend, aber auch sehr Vielen unausstehlich wurde!

Ein Glück wäre es für ihn gewesen, wenn dies alles keine schlimmern Folgen für ihn gehabt hätte, als daß jeder, der ihn nicht näher kannte, glaubte, er sei ein Narr; allein

er stiftete auch manches Uibel dadurch. Die Grundlage seines Herzens war wirklich gut, und er würde eher alles, als mit Vorsatz schlecht gehandelt haben; allein bei seiner Eitelkeit und den mancherlei sonderbaren Grillen und Fratzen, die er sich in den Kopf gesetzt hatte, wäre es ein Wunder gewesen, wenn er nicht wider seinen Willen Unrecht gethan hätte. Der Schmeichler und der Schurke mißbrauchten seine schwache Gutherzigkeit, seine Freunde stieß er öfters vor den Kopf, und denen er Gutes erzeigen wollte, hielten es nicht dafür, weil er es nicht selten auf eine ganz närrische Weise damit anfieng. Dabei konnte es nicht anders kommen, als daß er öfters betrogen, hintangesetzt, mit Undank gelohnt, von den Verständigen verlacht, von den Guten für zweideutig gehalten, und eben deswegen mißtrauisch, und unzufrieden mit der Welt wie mit sich selber wurde.

Dabei blieb es ihm immer unbegreiflich, wie das zugehe. Guter Flaming, es ist sehr

begreiflich! Alle deine Fehler, alle deine Demüthigungen und Kränkungen rühren blos daher, weil du dir schmeichelst, nicht redlich mit dir selbst umgehst! Wo du gut gehandelt zu haben glaubst, hast du blos eitel gehandelt; wo du Vernunft anwenden wolltest, brachtest du blos eine Grille mit, die ihr Dasein in deinem Kopfe auch nur durch Eitelkeit hat. Greif' in deinen Busen, lerne dich selbst kennen, und alles wird eine andere Gestalt gewinnen! Aber es vergieng eine lange Zeit, bis Flaming so glücklich war, zur Selbsterkenntniß zu gelangen.

Endlich theilte ihm seine Gemahlin eine Idee mit, die er mit aller Begierde festhielt: nämlich, sein eignes Leben zu beschreiben. Eben diese Beschäftigung war ihr selbst äußerst nützlich gewesen. Sie hatte ihr eignes Leben beschrieben; allein sie hielt es so geheim, daß auch ihr Mann nichts davon wußte. Die Selbstgeständnisse einiger berühmten Männer hatten sie auf diesen Gedanken gebracht, ob

sie gleich von solchen Schriften behauptete, daß sie gewiß die Wahrheit nicht enthielten. Wer Selbstgeständnisse schreibt, sagte sie, und dabei nur die Ahndung hat, daß ein anderer Mensch sie zufälliger Weise sehen könnte, sollte es auch erst tausend Jahre nach seinem Tode sein: der schreibt für diesen Menschen, und nicht für sich. Er kann die Wahrheit sagen, kann seine Fehler gestehen, sich sogar Niederträchtigkeiten Schuld geben, aber er wird, wenn er Muth genug dazu hat, doch diesen Niederträchtigkeiten wenigstens eine romantische Farbe leihen. Er schildert einen Engel, oder einen Teufel, weil ein Teufel eben so interessant sein kann, als ein Engel; aber er schildert nie sich. Der Mensch will interessiren, entweder durch hohe Tugenden, oder durch große Verbrechen. Es wird dem Selbstbiographen keine Mühe machen, sogar seine Verbrechen zu erzählen; er kann sie ja durch einen Zug von Größe heben, durch einen Zug von Reue mildern, oder durch Erzählung der nachfolgenden Strafe wieder auslöschen. Aber

es ist dem Menschen, der sein Leben für irgend einen Leser beschreibt, wohl kaum möglich zu sagen: ich war (was er doch in den meisten Augenblicken gewesen ist) ein thatenloses Wesen, das der Zufall leitete, und dessen meiste Tugenden und Laster nicht aus Entschlüssen und Vorsätzen, sondern zufälliger Weise entstanden. Er wird alles von sich gestehen, nur nicht, daß er oft sich blos leidend verhielt, erst hinterher dachte, sah, überlegte, was er hätte thun können. Man will thätig gewesen sein; das ist die Eitelkeit des Menschen. Die Allermeisten sind es nicht; und gerade das gesteht keiner.

Iglou — so hieß Flamings Gemahlin — hielt Selbstgeständnisse für das Nützlichste, was ein Mensch schreiben könne, wenn er sie blos für sich aufsetze, aber für das Allerunnützeste, wenn er auch nur seinen vertrautesten Freund einen Blick hinein thun, oder ihn wissen lasse, daß er daran schreibe. So gut wie gute Romane, sagte sie, können Selbstgeständ-

nisse nicht sein, weil man ihnen die Farbe des Wirklichen geben muß; es sind also immer schlechte Bücher, die nur jemand liest, der wissen will, ob wohl auch ein anderer Mensch eben so kleinlich und armselig ist, als er selbst.

Iglou hatte an ihrer Geschichte immer nur dann geschrieben, wenn sie zuverläßig wußte, daß sie vollkommen ungestört bleiben könnte, niemand hat es je gelesen, denn sie sorgte für seine Vernichtung, und verbrannte es den Tag vor ihrem Tode.

Flaming, ein Mensch vom besten Herzen, mußte, als er auf dem Sterbebett lag, seinem Sohne das traurige Geständniß ablegen, daß er einen großen, wo nicht den größten, Theil seines Lebens unnütz verloren habe. Woher dieses komme, das weißt du jetzt, lediglich daher, weil er nicht ganz redlich und vorsichtig mit sich selbst umgieng. Dieses konnte er aber nicht, bis er sich nicht selbst genau kannte, was er zum Theil durch jene

Beschäftigung, sein eignes Leben für sich zu beschreiben, erst lernte. Dieser Gedanke hat mir ausnehmend gefallen, ich habe ihn selbst ausgeführt, und weiß also aus Erfahrung, welchen Nutzen man daraus ziehe. Sein eigner Biograph, und zugleich sein strenger Censor kann man am besten durch ein Tagebuch werden, wenn dieses gut eingerichtet wird, denn sonst ist es ohne Nutzen. Laß dir jetzt sagen, wie ein solches Tagebuch am besten eingerichtet werde, wenn man nicht am Ende seines Lebens ein eben so beschämendes Geständniß als Flaming von sich ablegen will.

Gewöhne dich, in der Stille der Einsamkeit, das, was du sahest, hörtest, lerntest, dachtest, zu mustern, dich selbst und alle Handlungen deines Lebens vor das Gericht deines Gewissens zu ziehen. Wolltest du aber vornehmlich dieses Letztere nicht genau, nicht pünktlich thun, so betrögst du dich selbst, und würdest dir selbst dein grausamster Feind, denn diese Beschäftigung würde dir dann nicht blos

nicht nützen, sondern sogar höchst schädlich und verderblich werden, weil sie, statt dein Herz zu bessern, dich blos die höllische Kunst der Verstellung lehren würde. Strengste Redlichkeit gegen dich selbst ist die erste und höchste Anforderung bei diesem Geschäft an dich, setze nicht das Mindeste zu, laß keinen Umstand aus, verunstalte und verschönere nichts.

Unbéschreiblich wird der Nutzen sein, den du davon hast. Alles, was du sahest, hörtest und lerntest, wird sich tiefer deiner Seele einprägen, und treuer von deinem Gedächtniß, als ein Schatz für die Zukunft, bewahrt werden. Zugleich erfährst du, ob du in deinen Kenntnissen weiter rückest, ob deine Einsichten sich berichtigten, wo dir noch manches mangelt, und welches die Lücken in deinem Wissen seien, die du noch auszufüllen hast. Dadurch wirst du aufmerksamer auf Gegenstände werden, die du sonst vielleicht leichtsinnig übersehen hättest, du wirst anfangen zu suchen, was du zu finden hast, und alle deine

Kennt-

Kenntnisse werden zusammenhängender werden, als sie ohne dieses vielleicht geworden wären.

Indem du niederschreibst, was du thatest und dachtest, wirst du leicht den Zusammenhang zwischen deinem Denken und Thun ausmitteln, und du wirst aufmerksam auf die Bewegungsgründe deiner Handlungen werden, auf welchen am Ende aller Werth oder Unwerth der Handlungen beruht. Allerdings ist es ein nicht geringer Nutzen, daß dadurch dein Urtheil über Welt und Menschen immer richtiger und bestimmter werden wird; allein der bei weitem größere Nutzen davon wird sein, daß du immer genauer einsehen wirst, wer du warest und bist, ob gut oder schlecht, Lobes- oder Tadelswerth, oder keins von beiden, sondern ein gefährliches zweideutiges Mittelding davon. Du wirst nämlich durch das Niederschreiben deiner Gedanken und Handlungen unmittelbar auf die Prüfung derselben kommen, und hier besonders,

theu-

theurer Jüngling, ist die schärfste Strenge dir nothwendig. Bei den Gedanken hast du zuvörderst wohl darauf zu achten, wie sie in dir entstanden, und welchen Antheil dein Herz daran nahm, welche dich mehr, welche dich weniger in ihr Interesse zogen. Dann wirst du bald diejenigen ausfindig machen, welche du am öftersten hast, am liebsten hegst, und diese deine Lieblingsgedanken werden dir Aufschluß über deine Lieblingsneigungen, deine bessere, aber auch schwache, Seite, über deine Leidenschaften und deine Fehler geben. Bei deinen Handlungen siehe nicht blos darauf, mit welchem Grade von Verstand, Feinheit, Witz, Geistes-Gegenwart und Gewandtheit du sie verübtest, sondern zuerst warum du sie verübtest, ob aus guter oder schlimmer Absicht, ob Tugend oder irgend eine Leidenschaft, z. B. Ehrgeiz, Habsucht u. s. w. dich bestimmten. Hierbei hast du einer besondern Vorsicht vonnöthen, denn es geschieht nur zu oft, daß sich hier eine jener häßlichen Leidenschaften in das himmlische Gewand der Tugend

gend verbirgt. Sei muthig, und zieh' ihr rasch die täuschende Maske vom Gesicht! Du hältst ja hier Gottes Gericht über dich selbst, wie könntest du dich täuschen wollen! Auf deinen festen Vorsatz kommt hier alles an, und den hattest du ja, als du dein Tagebuch anfiengst! Bist du aber hierüber völlig mit dir einig, so siehe eben so gewissenhaft darauf, wie du deine Handlung verübtest, ob es dir völlig gleichgültig war, welcher Mittel du dich bedienen mußtest, wenn du nur deinen Zweck erreichtest, oder ob dieses nicht der Fall war, und hiebei laß dich nie von dem verderblichen Vorurtheile hinreißen, daß man es mit den Mitteln nicht so genau zu nehmen brauche, wenn nur der Zweck gut sei; denn wenn Crispin den Gerbern Leder stiehlt, um es den armen Schuhmachern zu schenken, ist seine That deshalb weniger ein Diebstahl und Unrecht? Die Anwendung von diesem Beispiele wirst du in allen vorkommenden Fällen leicht selbst machen.

Sieh',

Sieh', Eduard, wenn du ungefähr auf diese Art in deinem Tagebuche verfährst, so hast du in ihm einen klaren Spiegel, der dir hell und treu deine eigne Gestalt zurückstrahlt, einen Probirstein, durch welchen du in jedem Augenblicke leicht finden kannst, wie viel du werth seiest, einen Freund, der es ganz redlich mit dir meint, einen Führer, der dich liebreich mahnt, deine Zeit aufs Nützlichste zu verwenden. Halte dich fest an diesen selbsterwählten Freund und Führer; Fleiß, Ordnung und Pünktlichkeit werden durch ihn in deine Geschäfte, deutliche Begriffe, Aufklärung, vielfache Ansicht der Dinge in deinen Kopf, Tugend und reine Güte in dein Herz kommen. Oft wird er in verwickelten schwierigen Fällen dein Rathgeber, in gefährlichen Umständen dein Warner, in unglücklichen Lagen dein Tröster sein. Mit welcher Leichtigkeit wirst du künftig durch ihn beobachten, mit welchem scharfen Blicke in manches Geheimniß dringen, wie unbefangen und gerade handeln, wie anständig und gewandt dich

überall

überall betragen lernen, und wie heiter ſeinſt — ſterben können.

Denke, ſo oft du dein Tagebuch vornimmſt, ſtets an den alten biedern Major von Halden, der in einer verwickelten Angelegenheit ſagte: „Ja, ich könnte einen Pfiff brauchen, aber wenn man es mit Gott und ſeinem Gewiſſen zu thun hat, da iſt es nichts mit den Pfiffen.“

Oder — du kennſt doch Gellerten? Wie ſollteſt du nicht!

Der Mütter erſt Geſchenk an ihre zarten Kleinen
Iſt Gellert's weiſes Fabelbuch:
Sie lallen Gellerten, und lernen ohne Weinen,
Und merken ſeinen Sittenſpruch.
Ja ganz Germanien, vom Throne bis zu Hütten,

Das seinen Dichter liebgewann,
Nahm Beßrung im Geschmack, mit ihm auch beßre Sitten,
Vielleicht auch beßre Herzen an.

Denke also, Eduard, an den liebenswürdigen tugendhaften Gellert, der keinen Abend verstreichen ließ, ohne eine solche Prüfung mit sich anzustellen! O, der Mensch hat es gar sehr nöthig, selbst der Bessere, genau und stets über sich zu wachen, wenn er gut werden und bleiben will, denn mit Recht sagte der große Menschenkenner Jesus: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.“ Gellert hat uns die Punkte, worüber er sich selbst Rechenschaft abzufordern pflegte, in einem schönen Liede hinterlassen, dessen denke stets, schreibe es dir vorn in dein Tagebuch, lerne es auswendig! Hier ist es:

## Selbstprüfung am Abend.

Ein Tag ist wieder hin, und diesen Theil des Lebens
Wie hab' ich ihn vollbracht? Verstrich er mir vergebens?

Hab' ich mit allem Ernst dem Guten nachgestrebt?
Hab' ich vielleicht nur mir, nicht meiner Pflicht gelebt?

War's in der Furcht des Herrn, daß ich ihn angefangen?
Mit Dank und mit Gebet, mit eifrigem Verlangen,
Als ein Geschöpf von Gott der Tugend mich zu weihn,
Und heilig und gerecht, und Gottes Kind zu sein?

Hab' ich in dem Beruf, den Gott mir angewiesen,
Durch Eifer und durch Fleiß ihn, meinen Gott, gepriesen?
Mir und der Welt genützt, und jede Pflicht gethan,
Weil sie der Herr gebot, nicht weil sie Menschen sahn?

Wie hab' ich diesen Tag mein eigen Herz
regieret?
Hat mich im Stillen oft ein Blick auf Gott
gerühret?
Erfreut' ich mich des Herrn, der unser Flehn
bemerkt?
Und hab' ich im Vertraun auf ihn mein Herz
gestärkt? —

Dacht' ich bei dem Genuß der Güter dieser
Erden
An den Allmächtigen, durch den sie sind und
werden?
Verehrt' ich ihn auch stets? Empfand ich seine
Huld?
Trug ich das Glück mit Dank, den Unfall
mit Geduld?

Und wie genoß mein Herz des Umgangs
süße Stunden?
Fühlt' ich der Freundschaft Glück? Sprach ich,
was ich empfunden?
War

War auch mein Ernst noch sanft, mein Scherz
noch Unschuldsvoll?
Und hab' ich nichts geredt, das ich bereuen
soll?

Hab' ich die Meinigen durch Sorgfalt mir
verpflichtet?
Sie durch mein Beispiel still zum Guten un-
terrichtet?
War zu des Mitleids Pflicht mein Herz nicht
zu bequem?
Ein Glück, das Andre traf, war das mir an-
genehm?

War mir der Fehltritt leid, sobald ich ihn
begangen?
Bestritt ich auch in mir ein unerlaubt Ver-
langen?
Und wenn in dieser Nacht Gott über mich ge-
beut,
Bin ich, vor ihm zu stehn, auch willig und
bereit?

Außer

Außer allen diesen aber kann ich dir noch ein anderes schönes Muster zur Nachahmung aufstellen. Es wird dir höchst nützlich sein, dieses mit dem bisher Gesagten zu vergleichen, und darum überlasse ich auch diese Vergleichung ganz deinem eigenen Nachdenken. Der Mann, den ich jetzt sprechen lasse, ist der Sohn des Pächters Martin, der dich auf eine überzeugende Weise belehren wird, auf welche Art und zu welcher Zeit du deine Beobachtungen über dich und deine Selbstprüfung am nützlichsten niederschreiben werdest.

„Mein Vater — sagt er — hielt gar gewaltig viel auf Selbstprüfung. Er behauptete, daß nie ein beßerer Mann es ohne Selbstprüfung geworden sei; daß keiner ohne sie es werden könne, und daß Selbstprüfung die fruchtbarste Quelle; der reinsten Tugend und Glückseligkeit sei. Er hatte dazu seine guten Gründe, die ich euch der Reihe nach erzählen will, so gut ich sie gemerkt habe.

Durch Selbstprüfung lernst du das Gute, was du an dir hast, deutlich erkennen, um es noch besser zu benutzen. Hättest du das beste Werkzeug, wüßtest aber nicht, wie man es handhaben, und was man damit schaffen könne: was würde dir's nützen?

Du lernst deine Fehler früh, und in ihrem ersten Entstehen kennen, um dich leichter zu kuriren; denn bei heilbaren Krankheiten ist schon die halbe Kur vollbracht, wenn der Arzt erst weiß, wie das Uibel entstanden sei und wo es seinen Sitz habe.

Du lernst Menschenkenntnisse. Jeder große Menschenkenner griff zuerst in seinen eigenen Busen; und wer dies versäumt, mag sich in allen Welttheilen herum treiben, und er wird wohl Menschen, aber nicht den Menschen kennen lernen.

Du gewöhnst dich auch über andere Dinge nachzudenken, kommst auf manche gute Wahrheit, die um so viel besser gedeiht, weil sie auf

deinem eigenen Grund und Boden gewachsen ist.

Durch Erfahrung gelehrt — die beste Lehrerin — wirst du nicht nur selbst alles besser machen lernen, sondern auch Andern rathen und helfen.

Bei Ordnung und Pünktlichkeit erhält man leichter frohen Sinn, ohne Leichtsinn und Flatterhaftigkeit.

Kenntniß deiner Schwächen bewahrt dich vor Uibermuth, und das Bewußtsein, daß du unausgesetzt an deiner Besserung arbeitest, und nicht ganz vergebens arbeitest, giebt dir im Gegentheil einen ädlen Muth und ädlen Stolz, der sich fühlt, ohne sich zu erheben, und ohne Andere zu verachten.

Du wirst dir selbst besserer Gesellschafter, brauchst nicht dir selbst zu entfliehen, bedarfst nicht der Lustjagd der armen Menschengeschöpfe, die nicht wissen, was sie mit sich und ihrer Zeit anfangen sollen; schaffst dir jährlich, bey

dem

dem Rückblick in die Vergangenheit, ein Paar herrliche Festtage, wirst froh in der Gegenwart und blickst ruhiger in die Zukunft!

So ungefähr empfahl er mir die Selbstprüfung. Und nun sagte er mir auch, wie ich die Sache am besten anzugreifen hätte.

Wende vor allen Dingen die hellsten Stunden deines Lebens dazu an, dich zu überzeugen, daß Menschen, unter denen einst ein Jesus Christus lebte, unmöglich bestimmt sein können, wie das Thier zu genießen, und dann zu sterben: daß sie vielmehr noch jenseit des Grabes leben und wirken sollen, daß dieses Leben nur der Anfang ihres Daseins, die beste Benutzung dieses Lebens, unaufhörliches Streben nach Vervollkommnung, und diese Vervollkommnung ihre Bestimmung, und der sichre Grund ihrer Glückseligkeit sei! Suche also deine Bestimmung zu erfüllen, und jener Glückseligkeit dich würdig zu machen!

Lerne deine Pflichten kennen, die dir als Mensch, als Bürger eines Staats, und

dann in den verschiedenen Lagen und Verhältnissen deines Lebens, als Gatte, Vater u. s. w., obliegen, und es sei dir genug zu wissen: dies ist Pflicht! ohne zu fragen: was wird mir dafür, wenn ich sie erfülle?

Und nun befolge die goldene Regel eines uralten Weisen, die der Sänger Gleim verdollmetschte.

Die Augen schließ nie zum Schlaf, bis daß die Frage zuvor an dich geschehn: Was hast du an diesem Tage gethan? hast etwa was versehen? was versäumt? Der Träumer schläft nicht gut, der seine Stunden träumt!

Doch brauchst du deine Selbstprüfung nicht gerade an die Abendstunde zu binden. Für den oft so kleinen Ueberrest von Kraft, den dir des Tages-Arbeiten für den Abend lassen, ist dies Geschäft (wofern du kannst, und du kannst, sobald du ernstlich willst) zu ernst und wichtig. Darum widme ihm lieber die erste Morgenstunde. Richte den vergangenen

genen Tag, und beginne den neuen mit desto lebhaftern Entschließungen. Fehler, die du gestern begiengst, heute mit verdoppelter Aufmerksamkeit zu vermeiden, und das Gute, das dir gestern nur halb gelang, heute, wo möglich, ganz zu vollbringen.

Damit es dir nun aber nicht gehe, wie dem Manne, von dem der große Weise erzählt: Er besah sein Gesicht im Spiegel und gieng dann fort und vergaß, wie er gestaltet war, so komme deinem Gedächtnisse durch die Feder zur Hülfe. Halte ein Sonntagsbuch, oder ein moralisches Wochenbuch, in welches du an jedem Sonntage die gemachten Bemerkungen über dich selbst und dein Verhalten einschreibest.

Ich bin nicht für die moralischen Tagebücher, oder vielmehr ich glaube, daß sie nicht für jeden sind. Wer zu viel auf einmal übernimmt, bringt selten etwas ordentlich zu Stande! Und ich besorge, es möchte den Tagebuch-

gebuchschreibern auch so gehen. Heute sind sie nicht dazu aufgelegt und verschieben es auf morgen; morgen sind sie vielleicht eben so wenig dazu aufgelegt, und verschieben es auf übermorgen, und denken übermorgen nicht daran. Verzeihen wir uns aber diese Nachläßigkeit ein, zwei Mal, so verzeihen wir sie uns öfter, werden unordentlich, und dadurch auf viele Schritte vom Ziele geworfen.

Aber gesetzt auch, daß sie ausdauern, und ihr Tagebuch rechtmäßig fortsetzen: sollte denn nicht bei manchem die tägliche Aufmerksamkeit auf sich selbst in Aengstlichkeit übergehen?

Es ist nichts so gut, das nicht durch Uibertreibung von seiner ursprünglichen Güte verlieren sollte. Dein Tagebuch kann dir äußerst nachtheilig werden, wenn du es stündlich im Kopfe mit dir herumträgst, und alles, was du thust und thun willst, mit Aengstlichkeit in Beziehung auf dein Tagebuch denkst. Man macht selten etwas gut, was man ängstlich

macht;

macht; man fällt am ersten, wenn man sich zu sehr zu fallen fürchtet, fehlt aus Furcht zu fehlen, und, was das Schlimmste ist, man verliert Muth und Kraft, begangene Fehler zu verbessern. Das ädle Roß versah's im raschen Sprunge, und stürzte. Komm, sprach der Esel, und lerne von mir sichern Schritt gehen! und das Pferd, durch die Schmerzen seines Falls geschmeidig gemacht, folgte dem Lehrer, und lernte ihm gleich gehen. Nie stürzte es nun wieder; aber es war auch nicht mehr das ädle Roß, daß es sonst war, sondern der Pflegesohn des Esels.

Wie mancher muthige Knabe hatte unter der Zuchtruthe seines Lehrers gleiches Schicksal! Und es giebt Kranke, die es bloß ihrer zu ängstlichen Sorgfalt für ihre Gesundheit zu verdanken haben, daß sie zur vollen Gesundheit nie gelangen können. Bemitleide du diese Kranken, bedauere den entmutheten Knaben, hüthe dich vor gleicher Krankheit und Muthlosigkeit, und spiegle dich an dem Schicksale des geeselten Rosses.

Darum rathe ich dir, die gemachten Bemerkungen über dich selbst nur mit zwei Worten in deiner Schreibtafel zu notiren, und sie Sonntags, kurz und schmucklos, in dein Wochenbuch einzutragen.

Für den Anfang mögen dir die beiden Kapitel: Beifall und Reue, oder Billigung und Mißbilligung genügen. — Was dachte, wollte, that ich heute, wovon mein Herz mir sagte, daß es gut oder nicht gut sei?

Um des Himmels willen beschönige nichts, und schreibe dich nicht zum Heuchler. Ich war beim Anfange meines Sonntagsbuchs diese Bedingung nicht eingegangen, weil ich sie nicht für so wichtig hielt, entdeckte aber zum guten Glücke noch zeitig die Gefahr, der ich mich näherte. Ich fand, daß ich in den ersten Bogen meines Sonntagsbuchs nicht Züge von mir, sondern von einem der besten Menschen gesammelt hatte; und doch fehlte so

viel

viel, ehe ich unter die bessern Menschen gehörte. Bei jeder Handlung war die gute Seite in das hellste Licht gesetzt, die schlechte entweder gar nicht aufgestellt, oder mit den feinsten Entschuldigungen verdunkelt. Ganz im Hintergrunde des Herzens versteckt, saß der Ehrgeiz und führte den armen Verstand am Gängelbande.

Ich verbrannte es, fieng unter der gegebenen Bedingung von neuem an, und habe mich wohl dabei befunden. Zwar ist nun das jetzige Gemälde von mir und meinen Handlungen bei weitem nicht so schön, als das erste; aber es sieht mir ähnlicher, ist wahrer und für mich lehrreicher.

Sohn, denke dir noch ein Mal Selbstprüfung als das wohlthätigste Mittel, dich für Zeit und Ewigkeit zu vervollkommnen, und wende es gewissenhaft an! Krankheit und andere unüberwindliche Hindernisse abgerechnet, vergehe dir kein Tag der Woche ohne Selbst-

prüfung, und kein Sonntag, an welchem du nicht ein und das andere Urtheil über dich selbst und dein Verhalten niederschreibest!"

Nach diesem allem aber hab' ich wohl kaum mehr nöthig noch etwas über diesen Gegenstand an dich zu reden, denn gewiß verstehst du jetzt, was es heiße, vorsichtig, redlich, fein und gerecht mit sich selbst umzugehen, und bist von der Nothwendigkeit, dieses zu thun, hinlänglich überzeugt. Wie man sich durch Schmeichelei verderben könne, begreifst du wohl auch sehr leicht; *) wie es aber möglich sei, sich durch Mißhandlung zu erbittern und niederzudrücken, oder sich durch Vernachläßigung zurückzusetzen, dürfte dir nicht sogleich einleuchten, und deshalb will ich dir hierüber noch etwas sagen, denn der Gegenstand ist wichtig genug, um uns länger bei ihm zu verweilen.

Wenn du dich dessen erinnerst, was Flamings Gemahlin über die für das Publikum be-

*) Vgl. hinten §. 8.

bestimmten Selbstgeständnisse großer Männer gesagt hat; so wird dich dieses schon auf die Spur leiten, wie so etwas möglich sei. Wenn man nämlich entweder nicht aufmerksam genug auf sich selber ist, oder nicht redlich genug mit sich zu Werke geht, so lernt man eines Theils seinen Werth und seine Kraft nicht gehörig kennen, wird, wenn man merkt, daß man zurück ist, verzagt und muthlos, traut sich dann selbst weniger zu, als man leisten würde, wenn man es nur versuchen wollte, und läßt es, wenn der erste Versuch mißlingt, bei diesem bewenden, setzt sich also durch Vernachläßigung zurück; anderen Theils fühlt man vielleicht auch seinen Unwerth, allein zu schwach und kraftlos oder muthlos, um sich wirklich zu bessern, jedoch von der Nothwendigkeit dieser Besserung überzeugt, glaubt man sich gleichsam mit Gott über seinen Unwerth auszusöhnen, wenn man sich selbst recht sehr zu verachten strebt, oder wohl auch sich zu verachten nur einbildet, und da erbittert und drückt man sich durch

Mißhandlung nieder. In beiden Fällen belügt man sich selbst, im zweiten möchte man auch gern Gott mit belügen.

Hier hast du Bruchstücke aus dem Tagebuche eines Mannes, der diesem Bilde gleicht. Schlüsse über seinen Charakter wollen wir am Ende heraus ziehen.

* * *

1. Ich wollte mich freuen, und die Freude wollte mir nicht gelingen. Düstre Schwermuth drang in meine Seele und stahl mir jeden frohen Gedanken. Der Regen benetzte das Land, und die Erde erquickte sich. Vergnügen verbreitete sich rund um mich her, und meine Seele wurde nicht froh. Ich entweihte durch meine Traurigkeit ein kleines Freudenfest, und hasse mich deswegen selbst. Aber wie konnte mich denn auch ein hohnlächelnder Blick so niederschlagen, daß ich darüber plötzlich allen Muth und alles Zutrauen zu mir selbst verlor?

* * *

2. Ha!

2. Ha! nun ist's vorbei! Dieser Tag ist wieder verloren! Muß sich denn alles vereinigen, um sich meinen besten Entschließungen zu widersetzen? Oder ist es vielleicht gar Bestimmung, daß ich nun gerade diese Stunde mißvergnügt zubringen soll? O, das wäre schrecklich, wenn es so wäre! Ich bestrebe mich aus allen Kräften (?) vergnügt und thätig zu sein, — und kann es nicht, und versinke immer wieder in meinen vorigen Unmuth.

Aber sollt' es, sollt' es nicht möglich sein, mich wieder zu ermannen? — Ich will mich niederwerfen vor dem ewigen Geiste, der mich geschaffen hat; und wenn er mich zum ewigen Dasein bestimmte, wenn er mir einen unsterblichen Geist gab, so kann ihm mein Bestreben nicht gleichgültig sein, und er wird mich mit Kraft unterstützen, wenn ich gegen die Trägheit und gegen den Unmuth kämpfe, und meine Kräfte wanken.

— —

Nun ists gut. Nun hab' ich mich auf's neue mit meinem Gott und mit meinem Herzen wieder ausgesöhnt. Nun will ich froh sein, weil ich die Thränen der Reue vergossen habe, die mir zeigen, daß mein Herz noch gut ist, und daß es mir nicht unmöglich ist, noch ein guter Mensch zu werden. Nun will ich sogleich wieder mit verdoppeltem Eifer an mein Geschäft gehen, damit ich meinen Fehler gut mache, und einen Tag, den ich schlecht anfieng, desto besser zu endigen suche!

* * *

3. Zur Ausübung der Tugend gehört Zufriedenheit mit uns selber, und Gefühl unsers innern Werths; — sobald uns dieses mangelt, verlieren wir auch den Muth zu ädlen Thaten.

* * *

4. Es ist sehr nöthig, daß ich meinen Vorsatz wieder erneure, denn schon fängt er an zu wanken. Mein Trieb zur Thätigkeit verliert sich nach und nach, und es ist mir unange-

genehm, daß ich nicht jeden Augenblick so viel Vergnügen genießen kann, wie ich wünsche, ohne daß ich es mir eine Anstrengung oder Bemühung dürfte kosten lassen. Aber gewiß ist eben dies der schlüpfrige Stein des Anstoßes, und jetzt ist gerade der Zeitpunkt, wo ich mit mir selbst kämpfen muß, wenn ich nicht wieder fallen will.

* *
*

5. Ich schäme mich vor mir selber. Mein gegenwärtiger Zustand ist mir höchst unangenehm, und doch scheinet es, als ob ich darin eine Art von Vergnügen fände. Ich bin unzufrieden mit mir selbst, und doch will ich mir diese Unzufriedenheit nicht gern entreißen lassen. Wenn ich jetzt von dem Vergnügen zu der kalten Pflicht wieder zurückkehren wollte, so müßte ich gar zu viele angenehme Ideen aufopfern; und doch muß dies einmal geschehen. Aber heute scheinet es mir unmöglich zu sein; und wird es mir vielleicht morgen nicht noch unmöglicher scheinen? Aber wenn ich

heute

heute wieder zur Ordnung zurückkehrte, so müßte ich morgen schon eine Arbeit anfangen, wovor ich mich bisher immer gescheuet habe. Und zuletzt muß ich doch einmal Hand daran legen. Aber einen Endschluß zu fassen, bin ich doch jetzt viel zu schwach.

* * *

6. Hüte dich, daß du dich selber nicht aus den Augen verlierst!

Sei aufmerksam auf alle deine Schritte und Tritte, denn du wandelst auf einem schmalen Steige, und an beiden Seiten sind gefährliche Abgründe.

Schäme dich in der Untersuchung deines Herzens ja nicht vor dir selber, sondern nimm dich, so wie du bist, mit allen deinen Fehlern und Unvollkommenheiten, so wird es dir gelingen, einen nach dem andern abzulegen.

* * *

7. Diese Stunde der Mitternacht soll mir heilig sein! Mit inniger Freude will ich Gott

für das Dasein danken, das er mir geschenkt hat. In den Tagen, die ich zähle, hab' ich mich doch schon über manches unverhoffte Glück gefreuet, habe manche Stunde in süßer Wehmuth hingebracht, und selbst mein Schmerz blieb immer noch erträglich, bis die Schwermuth in Eckel und Uiberdruß, und das Mitleiden mit meinem eignen Schicksale, in Verachtung und Unwillen gegen mich selbst ausartete. Auch diesen Schaden will ich von nun an, wo möglich, zu heilen suchen. Ich fühle es nur gar zu wohl, auf welchen schwachen Stützen jetzt noch meine ganze Thätigkeit beruht. Der Beifall der Menschen ist das einzige Triebrad meiner Handlungen, und sobald dies stille steht, sobald ich anfange an diesem Erfolge zu zweifeln, so ermatten alle meine Kräfte, und meine Arbeit will mir nicht von statten gehen. Der Beifall Gottes und meines eignen Herzens scheint mir noch immer sehr gleichgültig zu sein. Aber das soll er von nun an nicht mehr! Die Religion soll mir mit jedem Tage theurer werden, ich will

immer mehr Vertrauen und Liebe gegen Gott in meiner Seele zu erwecken suchen. Auf die Art, glaube ich, werde ich es doch endlich dahin bringen, daß meine Tage nicht mehr durch so viele düstre Zwischenräume der Unzufriedenheit, des Uiberdrusses am Leben, des Unwillens gegen mich selbst, und des Murrens wider Gott verdunkelt werden.

* * *

## Entschließung am Sonntage.

8. Auch heute will ich die Empfindungen der Religion in meiner Seele so stark zu wecken suchen, daß sie, wo möglich, die ganze Woche über nicht wieder verlöschen, und mich zur Ertragung der Widerwärtigkeiten, zur Treue in meinem Beruf, und zum unschuldigen Genuß der Freude fähig machen. Aber warum muß ich denn diese Empfindungen erst erwecken, und was ist Gott mit einem erkünstelten Gefühl gedient?

* * *

## Geschichte eines trüben Tages.

9. Noch kann ich mich nicht wieder freuen, so gern ich wollte. Möchte mir doch nur irgend eine Arbeit gut gelingen, so würde die Hoffnung wieder in meiner Seele erwachen! Einen ganzen Tag habe ich also mißvergnügt zugebracht. Ich habe ein Vergnügen darin gefunden, mich selbst zu quälen. Es ist mir eine heimliche Wonne gewesen, mir meinen Zustand so schrecklich wie möglich vorzustellen. Mit einem entsetzlichen Vergnügen habe ich mich einige Male als ein verworfnes Geschöpf betrachtet, und habe mich dann über mich selbst hinweggesetzt, als ob ich es nicht der Mühe werth achtete, das Schicksal eines Unglücklichen, wie ich bin, zu beweinen. Laß mich jetzt einen Blick in mein Herz thun, Allgütiger! Laß es wie Schuppen von meinen Augen fallen, daß ich meine Blöße erkenne! Warum fand ich eine Wonne darin, mich selbst für das elendeste Geschöpf zu halten? Warum setzte ich mich in Gedanken weit unter den unthätigen Bettler, in zerlumpten Kleidern,

der mir begegnete, herab? Weil meine süßeste Hoffnung nicht erfüllt ist, von der ich mir so viel Freude versprach. Aber das ist doch auch kränkend! Und izt wacht mein ganzer Unmuth wieder auf, und ich suche vergebens ihn zu unterdrücken. Aber war denn nicht meine Absicht redlich? Und ist es nicht bitter, daß mir auch der unschuldigste Wunsch nicht gelingen soll? Aber auch dies Leiden will ich tragen; vielleicht erheitert sich bald mein Leben wieder. Vergebens würde ich mich doch nur bemühen, so vergnügt zu sein, als wenn mir alles nach Wunsch gegangen wäre. Aber ich glaube genug zu thun, wenn ich mich nur vor jenem äußersten Grade der Schwermuth hüte, die nach und nach in Wuth und Verzweiflung ausartet. Wenn ich anfange, mich selbst zu hassen, dann bin ich ihr sehr nahe! Aber nun will ichs mir nur gestehen: ich habe mir einmal ein Ideal von mir selbst gemacht, und sobald ich in meinen Gedanken unter dasselbe herabsinke, so wünsche ich, nicht mehr ich selbst zu sein. Deswegen sehe ich denn mit solcher

Wonne auf mich, als auf einen Fremden herab, dessen verworfener Zustand nicht der meinige ist; deswegen kann ich dann über mich selbst in ein schallendes Hohngelächter ausbrechen, und mit solchem innern Grimme gegen mich wüthen. In diesen schrecklichen Stunden bin ich wirklich mein ärgster Feind. Ach, und die kleinste Aufmunterung eines Freundes würde mich wieder mit mir selbst aussöhnen; aber auch diese wird mir nun versagt. Es scheinet, als ob ich heute von allen Menschen verlassen bin. Dies Blatt soll ein Denkmahl dieses traurigen Tages sein. Die Thätigkeit war heute nicht fähig, den Kummer aus meiner Brust zu verscheuchen, der gestern Wurzel faßte; sie wurde durch ihn von Grund aus untergraben. Und doch soll ich den Muth nicht sinken lassen!

## Am folgenden Tage.

10. Nun fängt mir das Leben wieder an zur Last zu werden. Nun kehren die schrecklichen Stunden wieder zurück, wo der Gedanke

noch meine einzige Wonne ist, daß dies Leben nicht ewig dauern wird. Ich hoffte Aufmunterung, und statt ihr finde ich nichts als Verachtung und bittre Kränkung. Aber noch bin ich nicht von meiner Pflicht so weit, wie sonst, abgewichen; nun ist es aber auch nöthig, daß ich bald wieder einen Trost finde, wenn ich nicht ganz verzagen soll. Als ich heute Morgen erwachte, da wachte auch mein Kummer mit mir auf, und zeigte mir eine trübe Aussicht auf den Tag. Ich konnte kein Vergnügen mehr an meiner Arbeit finden. Und wenn ich ohne Arbeit bin, so nimmt mein Unmuth mit jeder Minute zu, und treibt mich zu den größten Ausschweifungen, daß ich alles zerstören möchte, was ich um mich her erblicke. Die Arbeit betäubt zwar auf eine kleine Weile meinen Schmerz, aber sie heilt ihn nicht, denn ach, daß mir mein liebster Wunsch mißlungen ist, der Gedanke quält mich. Dazu kömmt nun noch, daß auch keiner meiner übrigen kleinen Wünsche mir gewährt wird, daß mir alle meine übrigen Hoffnungen fehl schlagen.

Nun so seis denn! aber vergebt mir auch meine Klagen! —

* * *

11. Das Leben ist doch eine Mühe, ein Zwang. — Diese Vorstellung ist mir in diesem Augenblick so anschaulich, als es mir je eine war.

Aber ist es nicht vielleicht diese Trägheit in meinem Körper, die mich gerade jetzt zu jedem Geschäft unthätig, und mir diesen Gedanken auf einmal so anschaulich macht?

Vielleicht! — Aber was war denn mein Leben, wenn ich in die Vergangenheit zurückschaue? Hat es mir nicht immer mehr Zwang und Mühe, als Vergnügen verursacht, und wurde es mir nicht oft eine Bürde?

* * *

12. Jemanden in Gesellschaft lächerlich zu machen, ist die ärgste Tirannei, die man nur ausüben kann. Wer mehr als einmal lächerlich

lich gemacht wird, fängt zuletzt an von sich selbst verächtlich zu denken, und oft kann seine ganze Thätigkeit dadurch gehemmt, und sein Geist unterdrückt werden.

Mancher hat nicht Witz genug, die Spöttereien derer, die ihn verachten, sogleich zu beantworten. Einige Zeit nachher findet er alles, was er ihnen hätte sagen können, aber dann ist's zu spät.

Wenn du mit einem höhnischen Witzling zusammen kommen solltest, der deiner spotten will, so suche nur deinen innern Werth zu fühlen, und setze dich nicht gleich deswegen unter ihn herab, wenn du findest, daß seine Gedanken sich schneller als die deinigen entwickeln.

* * *

13. Ich bin so oft unzufrieden mit dem, was ich im Umgange rede — woher kömmt das? Wahrscheinlich daher, weil ich zu oft rede, blos um zu reden, und dann wohl aus Mangel an Selbstzutrauen. Wenn ich ein-

mal

mal befürchte, was Einfältiges gesagt zu haben, so verlier' ich oft allen Muth, um noch etwas zu reden, und wenn ich mich denn auch zum Reden anstrengen will, so will mir doch selten etwas Auffallendes oder Bemerkenswerthes einfallen, das ich dann gerade sagen könnte. Auch bin ich nicht im Stande selbst unbeleidigende Spöttereien auf eine gute Art zu beantworten, und darum eben beleidigen sie mich oft, weil sie mich in Verlegenheit setzen.

* * *

14. Ich merke nun immer mehr, daß ich nicht dazu aufgelegt bin, viel zu reden. Ich kann mich für die wenigsten Dinge so lebhaft interessiren, als andere, und von denen Dingen, wofür ich mich interessire, spricht man so selten. Auch bieten sich andern eher zehn, als mir ein einziger witziger Einfall dar. Das macht mich dann niedergeschlagen, daß ich eine ganze Zeit hindurch vollends nichts rede, und also ein unnützes Mitglied der Gesell-

sellschaft werde. Darum lieb' ich auch wohl die Einsamkeit so sehr, weil ich so wenig Fähigkeit bei mir bemerke, in Gesellschaft unterhaltend zu sein. Wie viel hat B. vor mir voraus; wie geschmeidig ist sein Ausdruck im Sprechen, wie treffend! Das meiste, was ich sage, scheint mir dagegen abgeschmackt zu sein.

* * *

15. Woher kam es, daß ich heute Abend so vergnügt war? — Weil ich keine stumme Person spielte, weil ich redete und gehört ward, weil ich Muth genug hatte, mich gleich in das Gespräch zu mischen, weil ich Leute vor mir fand, die schon ein gutes Vorurtheil von mir gefaßt hatten. Es scheinet Pflicht zu sein, in der Gesellschaft zu reden, aber man kann es nicht, sobald man nicht genug Selbstzutrauen hat.

* * *

16. Unsere wahre Zufriedenheit in jedem Augenblick unsers Lebens hängt größtentheils davon

nachzuholen, und diesem Geschäft täglich sechs Stunden zu widmen, und wenn nun diese Stunden kommen, so überredet er sich immer, daß er noch etwas nothwendigeres zu thun habe, als das, was er eigentlich thun sollte. — Er hat ein Buch von einem Freunde geliehen, das er in einigen Tagen wieder zurückgeben soll, das muß erst durchgelesen werden. — Er muß nothwendig noch einige neue Musikalien durchspielen, welche ihm so interessant sind, daß er sie unmöglich kann liegen lassen. — — Er muß ein Gedicht oder einen Aufsatz machen, wozu sich ihm gerade jetzt, wie er glaubt, einige sehr gute Gedanken darbieten. — Er muß eine Stelle in einem Dichter nachlesen, womit sich eben seine Phantasie beschäftigt hatte. — Lauter angenehme und nützliche Beschäftigungen, die dem jungen G. ein wahres Vergnügen machen würden, wenn er sein Hauptgeschäft nicht darüber versäumte. — Der widrige Gedanke an diese Versäumniß aber benimmt nun dem Schriftsteller, den er liest, und den Musikalien, die er spielt, die

Hälfte

Hälfte ihrer Schönheiten, und verdirbt ihm einen Aufsatz, den er, troz seinem Vorsatze, diese Stunde zum ernsthaftern Studiren anzuwenden, entwerfen wollte. Wenn Lieblingsbeschäftigungen uns ein wahres Vergnügen gewähren sollen, so müssen sie nur für zweckmäßigere Arbeiten, die wir, mit einiger Anstrengung unserer Kräfte, glücklich vollendet haben, eine süße Belohnung sein.

* * *

17. In der menschlichen Natur giebt es gewiß kein unerklärbareres Phänomen, als die Möglichkeit, sich selber zu täuschen, gleichsam als ob man ein von sich selbst verschiedenes Wesen wäre, das zweierlei Interesse hätte.

Da nun kein Mensch leicht den andern täuscht, ohne sich irgend einen Vortheil davon zu versprechen, so scheint es auch, als ob man sich unmöglich täuschen könne, ohne irgend einen Vortheil von dieser Täuschung für sich zu erwarten, oder zu genießen.

Wer

Wer aber hierbei betrogen wird, ist dem- ohngeachtet niemand, als wir selbst; und doch wäre es ungereimt zu sagen, daß irgend ein Mensch die Absicht haben könnte, sich selbst im Ernst zu betrügen. —

Um dieses Räthsel aufzulösen sind die son- derbaren Beispiele von Selbsttäuschung in dem Leben der Menschen äußerst wichtig; und ver- dienen in jeder Rücksicht näher erwogen zu werden.

Offenbar findet der meiste Selbstbetrug bei den religiösen Empfindungen statt, welche man sich oft zu haben Mühe giebt, und am Ende wirklich zu haben glaubt, indem man bei lee- rem Herzen, in Ergießungen des Danks und der Ehrfurcht ausbricht, die man nicht mehr für erkünstelt hält, und die es dennoch sind.

Dergleichen Ergießungen finden sich häufig in meinem Tagebuche, und dienen zum Be- weise, bei welchem Grade von Frömmig-

keit*) der Mensch dennoch gegen sich selber ein Heuchler sein, und bei welchem Grade von Aufrichtigkeit er dennoch sich gegen sich selber verstellen könne.

Denn wer dergleichen Empfindungen in seinen Worten und Gebehrden lügt, um andere Menschen damit zu täuschen, bei dem läßt sich dies Verfahren leicht erklären; wer aber diese Empfindungen in sich selbst erkünstelt, um sie für sich zu haben, wenn auch niemand außer ihm sie bemerkte, bei dem sollte man kaum noch Verstellung ahnden, wenn dieselbe nicht noch einen Schlupfwinkel hätte, nämlich den, daß der Mensch auch vor sich selber eine Rolle zu spielen im Stande ist.

Ein jeder sucht nämlich, mehr oder weniger in irgend einer Stellung oder Miene, die ihm an andern wohlgefällt, auch sich selber wohl zu gefallen, und trägt das Fremde mehr oder weniger in sich über.

Und

*) Eigentlicher wohl nur Frömmelei.

Und so wie nun die Neigungen verschieden sind, so findet der eine z. B. ein vorzügliches Wohlgefallen an dem äußern Ausdruck einer tiefen Andacht; der andere an dem äussern Ausdruck einer vorzüglichen innern Stärke und Seelengröße; und wieder ein anderer an dem Ausdruck eines sanften und ruhigen Charakters, dem eine vorzügliche Liebenswürdigkeit eigen ist.

Weil nun aber dies Wohlgefallen mehr an dem äußern Ausdruck, als der innern Grundlage, mehr an dem Schein als an der Wirklichkeit haftet; so muß auch die Uibertragung des Fremden nothwendig steif und erkünstelt werden, weil man dieselbigen Erscheinungen ohne dieselbe Unterlage hervorbringen will.

---

Es ist unglaublich, wie viele Menschen das vernachläßigen, was sie sind, ohne das je zu erreichen, wornach sie streben; weil das,

wor-

wornach sie streben, nur eine fremde Oberfläche und nicht das Wesentliche ist, das in ihnen so gut, wie in jedem andern verborgen liegt, und nur Ruhe und Stille der Seele erfordert, um aufzukeimen, und in Aeste und Zweige sich auszubreiten.

Es gehört eine Art von Verläugnung und Ertödtung dazu, um gänzlich auf den Schein Verzicht zu thun. — Aus dieser Ertödtung selber aber keimt bei demjenigen, welcher sich ihr unterzieht, sicher ein neues Leben hervor, das allen Schimmer überwiegt.

Die Seele kann erst dann mit sich selber in ein dauerndes Gleichgewicht kommen, wenn Kraft und Wille harmonisch übereinstimmen. — Denn der Wille, welcher die Kraft übersteigt, ist gerade dasjenige, was zum Scheine zwingt.

---

Wie viel Schwankendes, Unbeständiges, einander Widersprechendes ist in diesem Charakter!

rakter! Muth und fester Entschluß auf der einen, Muthlosigkeit und Unentschlossenheit auf der andern Seite, Kenntniß seines Fehlers, der Wille ihn zu vermeiden, und doch fast augenblickliches Zurücksinken in denselben sind hier auf die wundersamste Weise vermischt. Deutlich genug liegt in mehreren Aeußerungen am Tage, daß Mangel an Selbstzutrauen hier eine Selbstgeringschätzung hervorbrachte, welche nothwendig eine Menge von Fehlern erzeugen mußte, deren Bewußtsein ein nicht unempfindliches Gemüth, wie hier allerdings bemerkbar ist, nicht gleichgiltig lassen kann. Die daraus entstandenen Hauptfehler aber sind Unthätigkeit, Mißmuth mit sich und andern, Verzehren in einer fruchtlosen Sehnsucht nach einem unerreichbaren Gute, stets ungetrübtem Frieden, von welchen Fehlern allen immer einer wieder aus dem andern hervorgeht.

Damit du aber auch nicht etwa früher oder später in den jetzt gerügten Fehler verfallest; so laß uns den Charakter des Mannes, der hier sich selbst schilderte, etwas genauer zergliedern, denn dieses wird dich aufmerksamer auf dich selbst machen, und vielleicht auch behutsamer gegen dich selbst. Wir können aber den Charakter dieses Mannes um so genauer beseitigen, da wir auch seine Lebensbeschreibung vor uns haben. Es ist nämlich der als Gelehrter sehr bekannte und geschätzte, i. J. 1792 verstorbene Preußische Hofrath Moritz, den du von sich selbst hast sprechen gehört.

Die letzte aus seinem Tagebuche ausgehobene Stelle war: „Der Wille, welcher die Kraft übersteigt, ist gerade dasjenige, was zum Scheine zwingt." Nimmst du zu diesem noch die andere Stelle über die Selbsttäuschung, daß der Mensch vor sich selber eine Rolle zu spielen im Stande sei; so wirst du vielleicht

an=

anfangen zu muthmaßen, wo hier der Fehler verborgen liege.

Ja, trotz aller Aufrichtigkeit des guten Moritz, und trotz seinem Willen, redlich gegen sich selbst zu sein, ist es doch nicht zu läugnen, daß er Zeitlebens — eine Rolle vor sich selbst spielte, und nicht ganz so redlich gegen sich war, als er wohl zu sein selbst wünschte. Dieses ergiebt sich dem aufmerksameren Beobachter zum Theil schon aus dem Vorigen, doch mehr noch aus der Schilderung seiner Jugendjahre, von denen ich dir einiges mittheilen will.

## Etwas aus den Jugendjahren des Hofrath Moritz.

Seine eignen Aeltern hielten ihn in seiner Jugend kaum ihrer Aufmerksamkeit werth. Seine Aeltern waren arm, er kränklich, mithin empfindlicher und reizbarer als ein anderes gesundes Kind. Daher mögen sich wohl zum Theil viele seiner Klagen schreiben, die

er über die zu erduldende Verachtung von seinen Aeltern führte; denn wenn es schon sein kann, daß seine Aeltern ihn wirklich hie und da hintansetzten, so ist doch auch höchst wahrscheinlich, daß er nicht selten sich Leiden dieser Art durch seine Einbildungskraft schuf. Wie dem aber auch sei, so ist so viel gewiß, daß Moritz sich dadurch frühzeitig in sich selbst zurückzuziehen anfieng, trübsinnig, und bei einem hohen Grade von Phantasie ein Schwärmer wurde. Und da er vermöge seiner Constitution zu anhaltenden Arbeiten nicht gewohnt werden konnte, so verträumte er viele Zeit seiner frühesten Jugend, ich meine, er lebte mehr in und für seine Einbildungskraft, als für das wirkliche Leben, welche müßige Thätigkeit, oder wenn man lieber will, welcher thätige Müßigung einen nicht eben wohlthätigen Einfluß auf sein ganzes folgendes Leben hatte; denn dadurch bekam er einen Hang zu diesem Leben, der ihm nicht selten die wirkliche Welt und — seine nützlichen Geschäfte verleidete. Den Kampf, den ihn oft Fleiß und Anstren-

gung

gung kosteten, und wie bald er darin ermüdete, hast du gesehen, und ich kann dir jetzt sagen, daß der unter No. 16. geschilderte G. wohl niemand anders ist, als — Moritz selbst.

Jedoch ich will mir nicht vorgreifen, sondern in der Ordnung fortgehen; werde aber sehr kurz in der Darstellung der frühesten Jugend sein. Auch ist beinahe nichts zu sagen nöthig, als daß er schon sehr frühzeitig wünschte ein Prediger zu werden, weil — — dieser unter allen ihm bekannten Menschen, der geehrteste war. Daß also bei diesem Wunsche Eitelkeit im Hintergrunde liege, brauch' ich dir nicht erst zu sagen, welche Eitelkeit ich ihm jedoch hier keineswegs zum Vorwurfe mache, weil sie ihren Grund in der Natur des Menschen hat, und weil ohne solche Eitelkeit des Knaben mancher berühmte Heldenname nicht in der Geschichte glänzen, vieles Große, Gute und Aedle in der Welt noch nicht gethan sein würde. Rücksicht aber müssen wir durchaus darauf nehmen, wenn wir den Mann genau wollen kennen lernen.

Bis

Bis jetzt hätten wir in seinem Charakter beobachtet, Trübsinn, Hang zu einem Leben ohne angestrengte Thätigkeit, (mehr in der leichten Welt der Einbildungskraft als der schwereren wirklichen,) und Eitelkeit. Laß uns nun weiter gehen.

Sein schöner Traum, einst ein eben so merkwürdiger Mann, als der Prediger, zu sein, schien nicht in Erfüllung zu gehen, denn er wurde als Lehrbursche zu einem Hutmacher gebracht, wo in der That sein Loos höchst elend und beklagenswerth war, und wo er gewiß der für seinen Körper allzuharten Arbeit und der abscheulichen Behandlung unterlegen haben würde, wenn er länger hätte bleiben sollen. Zum Glücke wurde er aus dieser traurigen Lage noch zu rechter Zeit befreit, und mehrere günstige Umstände vereinigten sich, ihn auf jene Laufbahn zu bringen, auf welcher er allein zum Ziele aller seiner Wünsche gelangen zu können hoffen konnte.

Der

Der Pastor M... war es, der sich des jungen Moritz besonders annahm, und die Art und Weise, wie dieser Pastor M... hiezu bewogen wurde, von Moritz selbst erzählen zu hören, ist in mehr als einer Hinsicht interessant, ja für uns sogar wichtig.

„Der Umstand — heißt es — wodurch Anton Reisers *) Schicksal unvermuthet eine glücklichere Wendung nahm, war: daß er sich auf der Straße mit ein Paar Jungen palgte, die mit ihm aus der Schule kamen, und ihn unterweges geneckt hatten, welches er nicht länger leiden wollte. Indem er sich nun mit ihnen bei den Haaren herumzaußte, kam auf einmal der Pastor M... daher gegangen — und wie groß war nun Reisers Beschämung und Verwirrung, da ihn die beiden Jungen selbst zuerst aufmerksam darauf machten, und ihm, mit einer Art von Schadenfreude, den Zorn vorstellten, den nun der Pastor M... auf ihn werfen würde.

„Was? —

*) Unter diesem Namen hat Moritz sein Leben beschrieben.

„Was? — ich will einst selbst solch ein ehrwürdiger Mann werden, wie daher kömmt, — wünsche, daß mir dies schon itzt ein jeder ansehen soll, damit sich irgend einer findet, der sich meiner annimmt, und mich aus dem Staube hervorzieht, und muß nun in der Stellung von diesem Manne überrascht werden, bei dem ich konfirmirt werden soll, wo ich Gelegenheit hätte, mich in meinem besten Lichte zu zeigen! — Dieser Mann, was wird er nun von mir denken, wofür wird er mich halten?

„Diese Gedanken giengen Reisern durch den Kopf, und bestürmten ihn auf einmal so sehr mit Schaam, Verwirrung und Verachtung seiner selbst, daß er glaubte in die Erde sinken zu müssen. — Aber er ermannte sich, das Selbstzutrauen arbeitete sich unter der erstickenden Schaam wieder hervor, und flößte ihm zugleich Muth und Zutrauen gegen den Pastor M... ein — er faßte schnell ein Herz,

gieng gerades Weges auf den Pastor M... zu, und redete ihn auf öffentlicher Straße an, indem er zu ihm sagte, er sei einer von den Knaben, die bei ihm zur Kinderlehre giengen, und der Pastor M... möchte doch deswegen keinen Zorn auf ihn werfen, daß er sich eben jetzt mit den beiden Jungen dort geschlagen hätte, dies wäre sonst gar seine Art nicht; die Jungen hätten ihn nicht zufrieden gelassen, und es sollte nie wieder geschehen. — —

„Dem Pastor M... war es sehr auffallend, sich auf der Straße von einem Knaben auf die Weise angeredet zu sehen, der sich eben mit ein Paar andern Buben herumgebalgt hatte. Nach einer kleinen Pause antwortete er: es sei freilich sehr unrecht und unschicklich sich zu balgen, indeß hätte das weiter nichts zu sagen, wenn er es künftig unterließe; drauf erkundigte er sich auch nach seinem Namen und Aeltern, fragte ihn, wo er bis jetzt in die Schule gegangen wäre, u. s. w. und entließ ihn sehr gütig. — Wer war aber froher als

Reiser, und wie leicht war ihm ums Herz, da er sich nun wieder aus dieser gefährlichen Situation herausgewickelt glaubte.

„Und wie viel froher würde er noch gewesen sein, hätte er gewußt, daß dieser ungefähre Zufall allen seinen ängstlichen Besorgnissen ein Ende machen, und die erste Grundlage seines künftigen Glücks sein würde! — Denn von dem Augenblick an hatte der Pastor M... den Gedanken gefaßt, sich näher nach diesem jungen Menschen zu erkundigen, und sich seiner thätig anzunehmen, weil er nicht ohne Grund vermuthete, daß, sobald des jungen Reisers Betragen gegen ihn nicht Verstellung war, es keine gemeine Denkungsart bei einem Knaben von dem Alter voraussetzte, — und daß es nicht Verstellung war, dafür schien ihm seine Miene zu bürgen."

So wurde Moritz bald dem gewünschten Ziele näher gebracht, denn der Pastor M... ließ ihn bald darauf zu sich kommen, und er-

kün-

Neustädter Schule unentgeldlich besuchen könnte. Allein der Pastor M... sagte, das dürfe nun nicht geschehen; er solle, bis er konfirmirt würde, noch von seinem Sohne unterrichtet werden, damit er alsdann sogleich die höhere Schule auf der Altstadt besuchen könne, wo der Direktor sich seiner annehmen wolle; und wegen der Eifersucht, die zwischen beiden Schulen zu herrschen pflegte, würde er besser thun, wenn er jene nicht zuerst besuchte. Dies mußte Reiser dem Consistorialrath G... selber sagen, um den freien Unterricht, welchen er ihm verschafft hatte, abzulehnen, worüber denn derselbe sehr empfindlich wurde, und Reisern erst hart anredete, ihn aber doch zuletzt wieder mit der Aufmunterung entließ, daß er sich auf andere Weise seiner dennoch annehmen wolle.

„So schien nun an Reisers Schicksale, um den sich vorher niemand bekümmert hatte, auf einmal alles Theil zu nehmen. Er hörte von Eifersucht der Schulen seinetwegen sprechen.

chen. Der Consistorialrath G... und der Pastor M... schienen sich gleichsam um ihn zu streiten, wer sich am meisten seiner annehmen wollte. Der Pastor M... bediente sich des Ausdrucks, er solle nur dem Consistorialrath G... sagen, es wären seinetwegen schon Anstalten getroffen worden, und würden noch Anstalten getroffen werden, daß er zu der höhern Schule auf der Altstadt hinlänglich vorbereitet würde, ohne vorher die niedere Schule auf der Neustadt zu besuchen. — Also Anstalten sollten nun seinetwegen getroffen werden, wegen eines Knaben, den seine eignen Aeltern nicht einmal ihrer Aufmerksamkeit werth gehalten hatten.

„Mit welchen glänzenden Träumen und Aussichten in die Zukunft dies Reisers Phantasie erfüllt habe, darf ich wohl nicht erst sagen. Insbesondere, da nun noch immer die geheimnißvollen Winke bei dem Garnisonküster und die Zurückhaltung des Pastor M... fortdauerte, womit er Reisern etwas wichtiges zu verschweigen schien.

„Endlich kam es denn heraus, daß der Prinz *** auf Empfehlung des Pastor M... sich des jungen Reisers annehmen, und ihm monatlich eine Summe zu seinem Unterhalt aussetzen wolle. — Also war nun Reiser auf einmal allen seinen Besorgnissen wegen der Zukunft entrissen, das süße Traumbild eines sehnlich gewünschten, aber nie gehofften Glükkes war, ehe er sich versehn, wirklich geworden, und er konnte nun seinen angenehmsten Phantasieen nachhängen, ohne zu fürchten, daß er durch Mangel und Armuth darin gestört werden würde.

„Sein Herz ergoß sich wirklich in Dank gegen die Vorsehung. Kein Abend gieng hin, wo er nicht den Prinzen und den Pastor M... in sein Abendgebet mit eingeschlossen hätte, — und oft vergoß er im Stillen Thränen der Freude und des Dankes, wenn er diese glückliche Wendung seines Schicksals überdachte.“

Wahrhaftig, mit diesen wenigen Pinselstrichen hat Moritz ziemlich das ganze Ge-

mählde seines Charakters treu entworfen. Wir sehen die Fühlbarkeit seines Herzens auf der einen, aber auch auf der andern Seite seinen Wunsch nach Auszeichnung, und wie er, wenn dieser ihm erfüllt ist, sogleich sein Haupt höher hebt, endlich aber auch das mächtige Vorgreifen seiner Phantasie. Allerdings ist eine feurige Einbildungskraft ein schätzbares Geschenk der Natur, aber auch ein gefährliches, wenn wir vermittelst ihrer Zauberkunst der Zeit vorausfliegen, unsre Zukunft in die Gegenwart versetzen, und sie mit allen denen Reizen ausschmücken, die uns am meisten rühren. Nur selten, fast niemals, sagt die Wirklichkeit diesem holden Traume zu, und je mehr und öfter wir uns mit ihm beschäftigen, je gewisser es uns dabei zu werden schien, daß er zur Wahrheit werden müsse, desto niedergeschlagener, mißmüthiger werden, und desto elender fühlen wir uns, wenn er es denn doch nicht wird. Gewiß ist es deshalb eine sehr weise Regel, daß man nie zu viel erwarte, stets die Gegenwart nach besten Kräften benutze, im Be-

wußtsein der Erfüllung seiner Pflicht, der Zukunft in ruhiger Gelassenheit harre, und wenn ja die Phantasie hier ihr Spiel beginnt, ihr durch die Vernunft einen Zaum anlege. Dieses Letztere vornehmlich war es, was Moritz niemals that, was er auch jetzt nicht that. Wir werden davon sogleich die Folgen hören.

Der Pastor M... schien nicht geneigt zu sein, ihn ganz zu sich ins Haus zu nehmen. Es mußte also darauf gedacht werden, ihn irgendwo bei ordentlichen Leuten unterzubringen. Und ein Hauboist Namens F... erbot sich von freien Stücken dazu, ihn unentgeldlich bei sich wohnen zu lassen. Ein Schuster, bei dem seine Aeltern — die eben jetzt von Hannover weggezogen waren — einmal im Hause gewohnt hatten, noch ein Hauboist, ein Hofmusikus, ein Garkoch und ein Seidensticker, erboten sich jeder, ihm wöchentlich einen Freitisch zu geben.

Dies verringerte seine Freude in etwas wieder, denn er glaubte, daß das, was der

Prinz für ihn hergab, zu seinem Unterhalt zureichen würde, ohne daß er an fremden Tischen sein Brod essen dürfte. Auch verringerte dies seine Freude nicht ohne Ursache, denn es setzte ihn in der Folge oft in eine höchst peinliche und ängstliche Lage, so daß er oft im eigentlichen Verstande sein Brod mit Thränen essen mußte. Denn alles beeiferte sich zwar, auf die Weise ihm Wohlthaten zu erzeigen, aber jeder glaubte auch dadurch ein Recht erworben zu haben, über seine Aufführung zu wachen, und ihm in Ansehung seines Betragens Rath zu ertheilen, der dann immer ganz blindlings sollte angenommen werden, wenn er seine Wohlthäter nicht erzürnen wollte. Nun war er gerade von so viel Leuten abhängig, als ihm Freitische gaben, wo jeder drohte, seine Hand von ihm abzuziehen, sobald er seinem Rath nicht folgte, der oft dem Rath eines andern Wohlthäters geradezu widersprach. Dem einen trug er sein Haar zu gut, dem andern zu schlecht frisirt, dem einen gieng er zu schlecht, dem andern, für einen Knaben,

der

der von Wohlthaten leben müsse, noch zu geputzt einher, — — und dergleichen unzählige Demüthigungen und Herabwürdigungen gab es mehr, denen er durch den Genuß der Freitische ausgesetzt war, und denen gewiß ein jeder junger Mensch mehr oder weniger ausgesetzt ist, der das Unglück hat, auf Schulen durch Freitische seinen Unterhalt zu suchen, und die Woche hindurch von einem zum andern herumessen zu müssen.

Dies alles ahndete ihm dunkel, als die Freitische insgesamt für ihn angenommen, und keine Wohlthat verschmäht wurde, die ihm nur irgend jemand erweisen wollte.

Ach, die glänzenden Aussichten — vergiß nicht, Eduard, daß dieses Moritzens eigne Worte sind, — die er sich von dem Glück, das auf ihn wartete, gemacht hatte, verdunkelten sich nachher sehr wieder. Indeß dauerte doch der erste angenehme Taumel, in welchen ihn die thätige Vorsorge und die Theilnehmung

insbesondere sich schon von seiner Kindheit an seiner mit angenommen hatte. — Es herrschte bei diesen Leuten, die keine Kinder hatten, die größte Ordnung in der Einrichtung ihrer Lebensart, welche vielleicht nur irgendwo statt finden kann. Da war nichts, keine Bürste und keine Scheere, was nicht seit Jahren seinen bestimmten angewiesenen Platz gehabt hätte. In allem war die unverbrüchlichste Ordnung, welche von diesen Leuten schon seit beinahe zwanzig Jahren, wo sie auch beständig auf derselben Stube gewohnt hatten, war beobachtet worden. Und sie waren gewiß dabei sehr glücklich, aber sie durften auch schlechterdings durch nichts darin gestört werden, wenn nicht zugleich ihre innere Zufriedenheit, die größtentheils auf diese unverbrüchliche Ordnung gebaut war, mit darunter leiden sollte. Dies hatten sie nicht recht erwogen, da sie sich entschlossen, ihre Stubengesellschaft mit jemandem zu vermehren, der sich unmöglich auf einmal in ihre seit zwanzig Jahren etablirte Ordnung,

nung,

nung, die ihnen schon zur andern Natur geworden war, gänzlich fügen konnte.

Es konnte also nicht fehlen, daß es ihnen bald zu gereuen anfieng, daß sie sich selbst eine Last aufgebürdet hatten, die ihnen schwerer wurde, als sie glaubten. Weil sie nur eine Stube und eine Kammer hatten, so mußte Moritz in der Wohnstube schlafen, welches ihnen nun alle Morgen, so oft sie herein traten, einen unvermutheten Anblick von Unordnung machte, dessen sie nicht gewohnt waren, und der sie wirklich in ihrer Zufriedenheit störte. — Moritz merkte dies bald, und der Gedanke lästig zu sein, war ihm so ängstlich und peinlich, daß er sich oft kaum zu husten getraute, wenn er an den Blicken seiner Wohlthäter sahe, daß er ihnen im Grunde zur Last war. Denn er mußte doch seine wenigen Sachen nun irgendwohin legen, und wo er sie hinlegte, da störten sie gewissermaßen die Ordnung, weil jeder Fleck hier nun schon einmal bestimmt war. Und doch war es ihm un=

unmöglich, sich aus dieser peinlichen Lage wieder herauszuwickeln. Dies alles zusammengenommen versetzte ihn oft Stundenlang in eine unbeschreibliche Wehmuth, die er sich damals selber nicht zu erklären wußte, und sie anfänglich blos der Ungewohnheit seines neuen Aufenthaltes zuschrieb.

Allein es war nichts als der demüthigende Gedanke des Lästigseins, der ihn so darnieder drückte. Hatte er gleich bei seinen Aeltern und dem Hutmacher auch nicht viel Freude gehabt, so hatte er doch ein gewisses Recht da zu sein. Bei jenen, weil es seine Aeltern waren, und bei diesem, weil er arbeitete. Hier aber war der Stuhl, worauf er saß, eine Wohlthat. — Möchten dies doch alle diejenigen erwägen, welche irgend jemandem Wohlthaten erzeigen wollen, und sich vorher recht prüfen, ob sie sich auch so dabei benehmen werden, daß ihre gutgemeinte Entschließung dem Bedürftigen nie zur Quaal gereiche.

Das Jahr, welches Moritz in dieser Lage zubrachte, war, obgleich jeder ihn glücklich prieß, in einzelnen Stunden und Augenblicken, eines der quaalvollsten seines Lebens.

Er hätte sich vielleicht seinen Zustand angenehmer machen können, hätte er nur das gehabt, was man bei manchen jungen Leuten ein insinuantes Wesen nennt. Allein zu einem solchen insinuanten Wesen gehört ein gewisses Selbstzutrauen, das ihm von Kindheit auf war benommen worden; um sich gefällig zu machen, muß man vorher den Gedanken haben, daß man auch gefallen könne. — Sein Selbstzutrauen mußte erst geweckt werden, ehe er es wagte, sich beliebt zu machen. — Und wo er nur einen Schein von Unzufriedenheit andrer mit ihm bemerkte, da war er sehr geneigt, an der Möglichkeit zu verzweifeln, jemals ein Gegenstand ihrer Liebe oder ihrer Achtung zu werden. Darum gehörte gewiß ein großer Grad von Anstrengung bei ihm dazu, sich selber Personen als einen

Ge-

er schon Ausdrücke, wo er sie auch fand. Aber die Sprache der feinen Lebensart hatte er freilich nie reden gelernt. — Was man insinuantes Wesen nennt, wäre auch bei ihm die kriechendste Schmeichelei gewesen.

So weit für jetzt die Erzählung, die ich bis hieher mit Fleiß nicht unterbrochen habe, damit du in den Stand gesetzt würdest, das Ganze zu übersehen. Allerdings war die Lage des jungen Moritz die erfreulichste nicht, und du fühlst gewiß mit ihm die Last und Kränkungen, welche seine Freitische ihm verursachten, bedauerst ihn gewiß, daß kein besseres Loos ihm zu Theil geworden. Es ist nicht zu läugnen, daß die Umstände und Verhältnisse, in denen man in den früheren Jahren seines Lebens steht, mächtig auf uns wirken, und unsern Charakter meist für unser ganzes Leben bestimmen, aber eben so wenig ist es auch zu läugnen, daß viel, sehr viel dabei auf uns selbst ankomme. Wie wir in diesen Verhältnissen uns benehmen, jene Umstände be-

nutzen, das ist nichts weniger als gleichgiltig, und schon der junge Mensch hat deshalb einer besondern Aufmerksamkeit auf sich selber, zu welcher dich diese Blätter antreiben sollen, sehr nöthig. Deshalb empfehl ich dir dringend, ein Tagebuch auf die beschriebene Art zu machen, denn dadurch wirst du immer weniger in die Gefahr kommen, dich selbst zu täuschen, wie — Moritz hier gethan hat. Er ist sehr unzufrieden mit seiner Lage, und ich habe schon selbst eingestanden, nicht ohne Grund; allein wenn er das Schlimme seiner Lage, und seine Unzufriedenheit damit, blos auf die Rechnung seiner Verhältnisse bringt, so hat er Unrecht.

Versuche einmal auf einen Augenblick dich aus dir selbst zu versetzen, denke dir, du seiest Moritz, stehest gerade in den nur eben beschriebenen Verhältnissen, und wollest eine Prüfung über dich selbst anstellen. Vorausgesetzt, daß du nicht für die Welt schriebest, also andere für dich zu interessiren suchtest, sondern blos für dich, um dich zu bessern, würdest

dest du da, bei genauem Nachdenken dich nicht also haben anreden müssen? „Es geht mir jetzt nicht nach Wunsche, und das macht meine Lage mir höchst lästig. Meine Lage würde äußerst angenehm sein, wenn es mir nach Wunsche gienge. — Wie würde es dann aber wohl sein müssen? Ich müßte unabhängig sein, keine Sorge für meinen Unterhalt, anständige Kleidung, die zum Studiren nothwendigen Mittel haben. Dieses alles ist es, was mir fehlt. — Wie aber? Konnt' ich wohl bei meiner Armuth vernünftiger Weise hierauf Rechnung machen? — Nein, das konnt' ich nicht; allein ich glaubte, die Unterstützung des Prinzen werde mich in diesen Stand setzen. O! welche glänzenden Hoffnungen hatt' ich mir gemacht, die nun alle vernichtet sind! — Im Grunde aber freilich, wer hieß mich diese Hoffnungen machen? Dieses war wohl unbesonnen von mir, und ich hätte meinen Umständen nach nicht so vieles hoffen sollen! Es ist wohl überhaupt ein Fehler von mir, daß ich mir so viele Plane entwerfe

mache, und da ist Behutsamkeit äußerst nöthig, ist Pflicht sogar. Bin ich selbst also wirklich gar nicht Schuld daran, daß ich diesen Menschen zur Last bin? — Meine Baase hat mir gesagt, ich solle mich nur bei der Frau F... insinuiren, d. h. beliebt zu machen suchen. Hätte sie mir dieses wohl sagen können, wenn ich mich bei ihr schon beliebt gemacht hätte? — Es scheint also, daß hieran die Schuld mit liege, warum ich diesen Leuten zur Last bin, und ich kann nicht umhin, mir zu gestehen, daß mein Loos im entgegengesetzten Falle weniger drückend sein würde, als jetzt, da sie mich mit so finstern Blicken ansehen, als ich sie. — Dieses also sehe ich ein; warum aber thue ich denn das nicht, was mir offenbar so wichtige Vortheile gewähren würde? — Ich kann das nicht, es ist mir nicht möglich, es ist meiner ganzen Natur zuwider! — Warum denn aber, denn dafür muß ich doch wohl einen Grund haben? — Ja, es mangelt mir an Selbstzutrauen; mein Selbstzutrauen muß erst durch zuvorkommende Güte geweckt werden

den, ehe ich es wage, mich beliebt zu machen; wo ich nur einen Schein von Unzufriedenheit anderer mit mir bemerke, da bin ich sehr geneigt, an der Möglichkeit zu verzweifeln, jemals ein Gegenstand ihrer Liebe oder Achtung zu werden, — was man insinuantes Wesen nennt, wäre bei mir die kriechendste Schmeichelei. — — Habe ich da nicht Gründe genug? In der That so scheint es. — Würden aber diese Gründe, wenn ich sie näher beleuchtete, wohl auch bestehen? Es kommt auf die Probe an, die zu machen ich schuldig bin. — — Daß es mir an Selbstzutrauen mangelt, ist die Schuld meiner Erziehung, der Behandlung, die ich in früheren Jahren erfuhr, ich kann also dieses mir unmöglich selbst zurechnen. Es ist wirklich wahr, daß Anderer zuvorkommende Güte dazu gehört, wenn ich mich bei ihnen beliebt zu machen, wagen soll. — Diese Leute sollten mir also zuvorkommen! Sie — mir! Die Forderung ist freilich sonderbar; denn ich muß es gestehen, daß sie eigentlich dazu berechtigt sind, Zuvor-

nichts anders als ein solches Betragen, wo ich wissentlich jemandem gute Eigenschaften andichte, die er nicht hat, ihm Lob ertheile, Achtungsbezeugungen gewähre, die er nicht verdient, seine schlechten weder zu rechtfertigenden noch zu entschuldigenden Gesinnungen und Handlungen beschönige, damit mein Vortheil nicht darunter leide, ich meine Absichten leichter bei ihm durchsetzen, und ihn nach Gefallen benutzen könne? In der That, etwas anderes ist Schmeichelei nicht. Brauche ich aber von diesem etwas zu thun? Muß ich, um mich beliebt zu machen, nothwendig der



gründete Vorzüge beilegt. Adelung im Wörterbuche der hochteutschen Mundart. Das Wort kommt ohne Zweifel her von Schmiegen, und Kant bemerkt mit Recht (in der Anthropologie), daß Schmeichler wohl ursprünglich Schmiegler geheißen habe, so daß es einen Menschen bedeutete, der sich immer schmiegte in den Willen und die Meinungen Anderer, ohne es mit eigner Uiberzeugung zu thun, also dabei auf alle Selbstständigkeit freiwillig Verzicht leistet, was allerdings niederträchtig ist.

diesen und jenen Dienst für sie, allein vielleicht mit einem Gesicht, dem man es ansieht, daß ich es lieber nicht thäte! — Ist das wohl dazu gemacht, sie freundlich gegen mich zu machen? Und ist das Nachgeben an ihnen oder an mir? — Müssen sie mich nicht für undankbar, für tückisch halten? — Wahrhaftig, ich kann nicht umhin, mir selbst das beschämende Bekenntniß abzulegen, daß auch hier die Quelle meiner Unzufriedenheit sich nur aus mir ergießt. Was ich zu meiner Rechtfertigung anführte, hält die Probe nicht, und ich habe mir damit selbst etwas weiß gemacht. Dieses sehe ich unter anderem auch daraus, weil es mir ja recht gut möglich war, den Pastor M..., als ich mich auf der Straße mit einigen Buben balgte, mit Freimüthigkeit zuerst anzureden; es kann also unmöglich so gänzlich wider meine Natur sein, als ich mich selbst bereden wollte. — Gewiß wird die Sache sich so verhalten, daß ich es nur gerade bei diesen Menschen nicht kann, oder — — nicht will, denn dieses

Letz-

Ohrfeigen aus, und bedienten sich zu schärfern Züchtigungen der Peitsche, welche beständig auf dem Katheder lag; auch mußten diejenigen, welche etwas verbrochen hatten, manchmal zur Strafe am Katheder knieen.

Moritzen war schon der Gedanke unerträglich, sich jemals eine solche Strafe von Männern zuzuziehen, welche er als seine Lehrer im hohen Grade liebte und ehrte, und nichts eifriger wünschte, als sich wiederum ihre Liebe und Achtung zu erwerben. Welch eine Wirkung mußte es also auf ihn thun, da er einmal, ehe er sichs versahe, und ganz ohne seine Schuld, das Schicksal einiger seiner Mitschüler, welche wegen eines vorgefallenen Lärmens vom Konrektor mit der Peitsche bestraft wurden, theilen mußte. Gleiche Brüder gleiche Kappen, sagte der Konrektor, da er an ihn kam, und hörte auf keine Entschuldigungen. — Von der Zeit an war alles Gefühl von Achtung und Liebe für den Konrektor wie aus seinem Herzen weggeblasen. Und da der Konrektor

rektor nun einmal in seinen Strafen weiter keinen Unterschied machte, so achtete Moritz eine Ohrfeige oder einen Peitschenschlag von ihm eben so wenig, als ob irgend ein unvernünftiges Thier an ihn angerannt wäre. Und weil er nun sahe, daß es gleichviel war, ob er sich die Achtung dieses Lehrers zu erwerben suchte, oder nicht, so hieng er auch nun seiner Neigung nach, und war nicht mehr aus Pflicht, sondern blos wenn ihn die Sache interessirte, aufmerksam. Er pflegte denn oft Stundenlang mit seinem Freunde Iffland zu plaudern, mit dem er dann zuweilen gesellschaftlich am Katheder knieen mußte.

Was diese Disciplin des Konrektors auf das Gemüth und den Charakter seiner Untergebnen für eine Wirkung gethan, was für ein rühmliches Andenken er sich dadurch in den Herzen seiner Schüler gestiftet, und was für einen Kranz er sich dadurch erworben habe, mag seinem eigenen Gewissen anheim gestellt sein."

Diese

schrie, eben so gedacht, und eben so zu handeln dir vorgesetzt haben. — Vorgesetzt! Aber auch wirklich gehandelt? Dafür kann ich nun freilich bei niemandem stehen, und es ist möglich, daß auch viele eben so gehandelt hätten. Gewiß aber sollte keins so handeln, und auch Moritz hätte nicht so handeln sollen. Bei genauer Selbstprüfung würde er das gefunden haben!

Moritz sagt nämlich von sich selbst, er sei nach dieser Behandlung in den Stunden des Konrektors nicht mehr aus Pflicht aufmerksam gewesen. — Hier versteht er aber unter seiner Pflicht nicht das Gebot seiner Vernunft, etwas nothwendig zu thun, weil diese es gebietet, sondern — die Achtung gegen seinen Lehrer. Wir müssen also jene Worte vorerst so übersetzen: daß er bei dem Konrektor nicht mehr aufmerksam gewesen, weil er keine Achtung mehr gegen diesen empfunden habe. Sollte er aber blos darum aufmerksam sein,

theil von ihm, aber von allem dem that Moritz nichts, that vielmehr gerade das Entgegengesetzte, verabsäumte dadurch sich selbst, und bestärkte vielleicht den Konrektor in dem Gedanken, ihm — nicht Unrecht gethan zu haben.

Sehen wir nun aber hievon gänzlich ab, und untersuchen, warum Moritz in diesen Fehler verfallen sei? — Wiederum aus Eitelkeit und Trägheit. Zuverläßig setzte nämlich Moritz insgeheim einen nicht geringen Werth auf sich selbst, hielt sich für die Hintansetzung, die er von andern erfahren mußte, durch seine Einbildung schadlos, und schmeichelte sich mit dem Gedanken seiner zukünftigen Größe (an welchen Gedanken sich ohne Zweifel ein anderer an die Beschämung derjenigen, die ihn hintangesetzt hatten, nicht ohne eine innige Freude seines Herzens, anschloß); wobei es nur zu oft geschehen mochte, daß er im Brüten darüber — wir wissen, wie gern er das that! — die Zukunft in die Gegenwart versetzte,

der That Mühe darum. Nur sauer durfte es ihm nicht werden, sonst war! Vorsatz und jede Bemühung hin, und — machte es ihm denn

Vergnügen begleitet sei. Wie denn? Auch die Pflicht? — Heißt das nicht das Unmögliche fordern? — Die Pflicht kann nicht immer leicht sein, die Tugend auszuüben kostet oft Kampf, — diesen zu bestehen, ist Verdienst. Man vergl. hiemit noch folgende Stelle, Ant. Reiser Bd. 2. S. 99. „Er wünschte sich bei der Vorstellung eines Drama eine recht affektvolle Rolle, wo er mit dem größten Pathos reden und sich in eine Reihe von Empfindungen versetzen könnte, die er so gern hatte, und sie doch in seiner wirklichen Welt, wo alles so kahl und armselig zugieng, nicht haben konnte. — Dieser Wunsch war bei ihm sehr natürlich; er hatte Gefühle für Freundschaft, für Dankbarkeit, für Großmuth und ädle Entschlossenheit, welche alle ungenutzt in ihm schlummerten; denn durch seine äußere Lage schrumpfte sein Herz zusammen. Was Wunder, daß es sich in einer idealischen Welt wieder zu erweitern, und seinen natürlichen Empfindungen nachzuhängen suchte! — In dem Schauspiel schien er sich gleichsam wieder zu finden, nachdem er sich in seiner wirklichen Welt beinahe verloren hatte.“ Man vergleiche und — urtheile!

denn der Konrektor hier nicht wirklich sauer? — Es hätte, um dem Konrektor seine Achtung abzuzwingen, doppelten Fleiß, doppelte Anstrengung gekostet, es war ein Berg zu übersteigen, und dazu war Moritz nicht der Mann. Was nur schwer war, schien ihm jetzt sogleich unmöglich, und so machte er zur Besiegung lieber keinen Versuch. Es ist aber gewiß, daß nur der Unthätige an dem Erfolg eines Unternehmens verzweifelt, ohne die Probe damit gemacht zu haben; der Thätige hat immer Muth, und verzweifelt nur dann, wenn wirklich jeder Versuch fehlschlug. Jeder! also auch der letzte! Welcher aber ist denn der letzte? —

Wenn du dir dieses alles überdacht hast; so lies nun die Stelle aus dem Tagebuche No. 7. noch einmal mit Aufmerksamkeit durch, und du wirst noch einen Grund zu Moritzens damaligem Betragen finden. Ihn zu überdenken, meine vorhin angegebenen zu prüfen, überlasse ich dir selbst.

Und am Ende, wem war der Schade von diesem Betragen? Was konnte für Moritzen daraus entstehen? — Was wirklich entstand.

So lange Moritz in Sekunda blieb, gieng es immer noch erträglich, denn da es ihm gelang sich in die Gunst des Kantors zu setzen, so hatte er immer noch einen Sporn, der ihn zu Thätigkeit, Fleiß und Ordnung trieb; allein es wurde schlimmer, da er nach Prima kam.

Vorher will ich blos noch bemerken, daß er zu der Zeit zu dem Rektor ins Haus zog, und nun mag er uns erzählen.

„Er wurde jetzt von dem Direktor zur Klassenversetzung geprüft, und da er aus des Cicero Buche von den Pflichten etwas aus dem Lateinischen ins Teutsche übersetzen sollte, so fügte es sich, daß er in dem Exemplar, das ihm der Direktor gab, unglücklicherweise ein Blatt mit solcher Ungeschicklichkeit umschlug, daß er es beinahe zerrissen hätte. Durch so

etwas konnte nun die Empfindlichkeit des Direktors, der in allem stets die äußerste Delikatesse suchte, gerade am stärksten beleidigt werden. Er verlor unendlich bei ihm durch diesen Zug von anscheinendem Mangel an feiner Empfindung und feiner Lebensart. Der Direktor verwieß ihm auf eine sehr bittre Art seine Ungeschicklichkeit, so daß sein Zutrauen zu dem Direktor, durch die Beschämung, worin er durch diesen bittern Verweis versetzt wurde, ebenfalls einen gewaltigen Stoß erhielt, wovon er sich nie wieder erholen konnte. Das schüchterne Wesen, was er auf diese Veranlassung von nun an in der Gegenwart des Direktors bewieß, diente dazu, ihn bei demselben noch immer mehr herabzusetzen. — Kurz, von einem einzigen zu schnell umgeschlagenen Blatte, in dem Exemplar des Direktors von Ciceros Buche von den Pflichten, schrieben sich größtentheils alle die Leiden her, die ihm von nun an in seinen Schuljahren bevorstanden, und welche sich vorzüglich auf den Mangel der Achtung des Direktors gründeten,

ten, dessen Beifall, woran ihm so viel lag, er zuerst durch das zu schnelle Blattumschlagen verscherzt hatte.

Gleich am dritten Morgen hatte er, während daß ein Primaner von dem untern Katheder ein geschriebenes Gebet ablas, da ihm sein Nachbar etwas sagte, eine lächelnde Miene gemacht, und da er sahe, daß er vom Direktor bemerkt wurde, diese Miene in eine ernsthafte zu verwandeln gesucht — und der Eindruck, welcher noch von dem Blattumschlagen in seiner Seele zurückgeblieben war, machte, daß diese plötzliche Veränderung seiner Miene nicht im mindesten auf eine ädle, sondern vielmehr höchst mißtrauische, gemeine und sklavische Furcht verrathende Art geschahe, woraus der Direktor mit einem Blick des Zorns und der Verachtung, den er währendem Gebet auf ihn warf, auf eine niedrige, gemeine Denkungsart zu schließen schien. — Ein solcher Blick vom Direktor war schon etwas, das allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen pflegte. Da nun

aber das Gebet vorbei war, so sagte er ihm ein Paar Worte über das Niederträchtige in seiner Miene, welche ihn auf einmal der Verachtung der ganzen Klasse aussetzten, der die Aussprüche des Direktors Orakel waren.

Nun getraute er sich nicht mehr, seine Augen zu dem Direktor aufzuschlagen, und mußte sich in den Stunden desselben wie ein Wesen betrachten, auf das nicht die mindeste Rücksicht genommen ward, denn der Direktor rief ihn niemals auf.

In den Augen seiner Mitschüler war er gesunken, und jeder nahm sich jetzt heraus zum Ritter an ihm zu werden, jeder wollte seinen Witz an ihm üben. Es war, als ob sich alles verschworen hätte, sich auf ihn zu setzen, und ihn lächerlich zu machen.

Dieser Zustand wurde ihm eine Hölle — er heulte, tobte, und gerieth in eine Art von Raserei darüber, und auch dies wurde lächerlich gemacht. — Zuletzt trat denn zuweilen

eine Art von Dumpfheit der Empfindung an die Stelle seines bis zur Wuth und Raserei beleidigten Stolzes — er hörte und sahe nicht mehr, was um ihn her vorgieng, und ließ alles mit sich machen, was man wollte, so daß er in dem Zustande ein würdiger Gegenstand des Spottes und der Verachtung zu sein schien.

Was Wunder, wenn er am Ende durch diese fortgesetzte Behandlung wirklich niederträchtig gesinnt geworden wäre! — Aber er fühlte noch immer Kraft genug in sich, in gewissen Stunden" — — —

Was meinst du, Eduard, das jetzt kommen wird? Etwa, dem allem dadurch entgegen zu arbeiten, daß es ferner nur von einem wahrhaft schlechten Menschen geschehen konnte? Nein, sondern — —

„sich ganz aus seiner wirklichen Welt zu versetzen. Das war es, was ihn aufrecht erhielt. Wenn seine Seele durch tausend De-

müthigungen in seiner wirklichen Welt ernie-drigt war, so übte er sich wieder in den ädeln Gesinnungen der Großmuth, Entschlossenheit, Uneigennützigkeit und Standhaftigkeit, so oft er — — irgend einen Roman, oder ein heroi-sches Drama durchlas oder durchdachte. — Oft träumte er sich auf die Weise über allen Kummer der Erde hinaus, in heitre Scenen hin.

Sonst litt er unendlich viel — seine Ge-stalt verfiel von Tage zu Tage, er wankte nur noch wie ein Schatten umher; es war ihm beinahe alles gleichgiltig; sein Muth war ge-lähmt, — wo er konnte, suchte er die Einsam-keit, — aber das alles erweckte auch kein Fünkchen Mitleid gegen ihn.

Wo sollte nun wohl bei ihm ein rühmlicher Wetteifer, Fleiß und Lust zum eigentlichen Studiren herkommen? — Er wurde ja ganz aus der Reihe herausgedrängt — er stand einsam und verlassen da — und suchte nur das, wodurch er sich immer noch mehr abson-

dern,

quelle der Unzufriedenheit mit uns selber, und Anderer mit uns, und muß früher oder später jeden in Moritzens Lage bringen. Es wird wohl nichts schaden, wenn ich mich hier auf einen Augenblick unterbreche, und dir an dieser Stelle als eine Art Gegengift drei Bekenntnisse der Agnes von Lilien mittheile.

1. Ich erinnere mich, daß der ädle Pfarrer zu Hohenfels, der mich erzog, mich früh gewöhnte, die Begriffe der Arbeit und Ordnung selbst mit meinen Spielen zu verbinden; das geringste, einmal angefangene Geschäft mußte ich vollenden.

2. Die einfachen Verhältnisse, in denen ich stand, durch die Kunst meines Vaters (des Pfarrers) geleitet, dienten mir zur Schule des Betragens für das künftige Leben. „Du sollst herrschen und dienen lernen, mein liebes Kind, — sagte er mir zuweilen, — wenn man beides mit Einsicht und mit Achtung für sich selbst zu thun versteht, so ist eins so leicht als das andere; aber sicher ist es Quelle man-

nichfaltiger Schiefheit und Verworrenheit in vielen Verhältnissen, wenn unsere Fähigkeit ausschließend für das eine oder für das andere entwickelt wurde. Die Ungeschicklichkeit, sich in irgend einer Lage zu betragen, zieht ein Heer kleiner Uibel um uns her, die endlich den Blick in die äußere Welt und in unser Inneres umdämmern. Darum übe dich in allen Formen des Umgangs, und lerne jeden Menschen nach seinem individuellsten Dasein behandeln, und dich selbst in jedem Verhältniß auf die freieste und für andere am wenigsten drückende Art stellen.

3. Da mein Vater nie in eine gewisse Leere und Unbedeutenheit des Daseins versank, so lernte ich sie auch nicht kennen; — ich lebte in einem Zirkel stiller Geschäftigkeit.

Soll ich dir hierüber etwa meine Bemerkungen mittheilen? Ich werde dieses — aus leicht aufzufindenden Gründen — nicht thun; du aber, Eduard, wirst wohl selbst einige zu machen haben. Wie wäre es, wenn du diese

neue Bücher zum Lesen liehe, bis er wieder in neue Schulden gerieth, und dann wieder ängstlich auf Ertilgung derselben denken mußte.

Das Lesen war ihm nun einmal so zum Bedürfniß geworden, wie es den Morgenländern das Opium sein mag, wodurch sie ihre Sinne in eine angenehme Betäubung bringen. Wenn es ihm an einem Buche fehlte, so hätte er seinen Rock gegen den Kittel eines Bettlers vertauscht, um nur eins zu bekommen. — Diese Begierde wußte der Antiquarius wohl zu nutzen, der ihm nach und nach alle seine Bücher ablockte, und sie oft in seiner Gegenwart sechsmal so theuer wieder verkaufte, als er sie ihm abgekauft hatte.

Es war unter diesen Umständen keinem zu verdenken, der ihn für einen lüderlichen, aus der Art geschlagenen jungen Menschen hielt, welcher seine Schulbücher verkaufte, statt seine Kenntnisse zu vermehren, und den Unterricht seiner Lehrer zu nutzen, nichts als Romane

verdrossen. — Was Wunder, da er an nichts Theil nahm, daß man auch wieder an ihm nicht Theil nahm, sondern ihn verachtete, hintansetzte und vergaß."

Hier hast du denn sein eigenes Geständniß, halte es mit dem zusammen, was ich oben (S. 78. fg.) sagte, und urtheile selbst, in wie weit ich Recht haben möge. So prüfe auch das selbst, was Moritz gleich hierauf hinzufügt, und nach allem, was bereits gesagt worden, kann es dir gar nicht schwer fallen, auszumitteln, in wie weit er Recht habe, oder nicht.

„Allein man erwog nicht, daß eben dies Betragen, weswegen man ihn zurücksetzte, selbst eine Folge von vorhergegangener Zurücksetzung war. — Diese Zurücksetzung, welche in einer Reihe von zufälligen Umständen gegründet war, hatte den Anfang zu seinem Betragen, und nicht sein Betragen, wie man

vielmehr trauete er dem Urtheil so vieler Menschen mehr, als seinen eignen Urtheil über sich selbst zu, — er klagte sich oft an, und machte sich die bittersten Vorwürfe, über seine Versäumniß im Studiren, über sein Lesen. In solcher Stimmung der Seele, wo er gegen sich selbst aufgebracht war, schrieb er einmal einen Verzweiflungsvollen Brief an seinen Vater, worin er sich als den größten Verbrecher anklagte, und der mit unzähligen Gedankenstrichen angefüllt war, so daß sein Vater nicht wußte, was er aus dem Brief machen sollte, und für den Verstand des Verfassers im Ernst zu fürchten anfieng. — Der ganze Brief war im Grunde eine Rolle, die er spielte. Er fand ein Vergnügen daran, sich selbst, wie es zuweilen die Helden in den Trauerspielen machten, mit den schwärzesten Farben zu schildern, und dann recht tragisch gegen sich selbst zu wüthen. *)

Da er nun niemand auf der Welt und auch sich selbst nicht einmal zum Freunde hatte,



*) Vergl. hiemit aus dem Tagebuche No. 9.

was konnte wohl anders sein Bestreben sein, als sich, so viel und so oft wie möglich, selbst zu vergessen!

Ein Freund des Rektors, welcher einige Wochen bei ihm logirte, und für den er auch einige Gänge thun mußte, gab der Magd und ihm bei seinem Abschiede ein Trinkgeld. Er hatte eine sonderbare Empfindung dabei, da er das Geld nahm; es war ihm, als ob er einen Stich erhielte, wo sich der erste Schmerz plötzlich wieder verlor — denn er dachte an den Bücherantiquarius, und in dem Augenblick war alles übrige vergessen — für das Geld konnte er mehr als zwanzig Bücher lesen — sein beleidigter Stolz hatte sich zum letztenmal empört, und war nun besiegt. — Von diesem Augenblick an nahm er keine Rücksicht mehr auf sich selbst — und warf sich in Ansehung seiner äußeren Verhältnisse völlig weg. —

Seine Kleidung, die immer schlechter und unordentlicher wurde, kümmerte ihn nicht mehr.

warf er sich lieber freiwillig mit der Beispiellosesten Hartnäckigkeit dem schrecklichsten Elende. Nur eines Kunstgriffs bediente er sich, wodurch es ihm gelang, sich vom Verhungern zu retten. Er bat sich nämlich für einen Hund, den er bei sich zu Hause zu haben vorgab, bei seinem Vetter, einem Peruquenmacher, die harte Rinde von dem Teige aus, worin das Haar zu den Peruquen gebacken wurde, und diese Rinde, nebst dem Freitische bei dem Schuster S.., und dem warmen Wasser, das er trank, war es, womit er sich hinhielt.

Mit einer Art von schrecklichem Wohlbehagen sahe er seinen Körper eben so gleichgiltig wie seine Kleider von Tage zu Tage abfallen. Wenn er auf der Straße gieng, und die Leute mit Fingern auf ihn zeigten, und seine Mitschüler ihn verspotteten, und hinter ihm her zischten, und Gassenbuben ihre Anmerkungen über ihn machten — so biß er die Zähne zusammen, und stimmte innerlich in das Hohngelächter mit ein, das er hinter sich erschallen hörte.

Bald

Bald darauf zogen noch zwei andere zu ihm, die ebenfalls in keinen bessern Umständen waren. Mancher Tag gieng hin, wo sich alle drei mit nichts als gekochtem Wasser und etwas Brod hinhielten. Der eine war ein Mensch von Kopf, und er nebst Moritz bekamen einmal wieder eine Anwandlung von Fleiß, und fiengen an, Virgils Eklogen zusammen zu lesen, wobei sie wirklich das reinste Vergnügen genossen, nachdem sie eine Ekloge mit vieler Mühe für sich herausgebracht hatten, und nun ein jeder eine Uibersetzung davon niederschrieb, — allein dies konnte natürlicher Weise unter den Umständen nicht lange dauern, — sobald ein jeder seine Lage wieder lebhaft empfand, so war aller Muth und Lust zum Studiren verschwunden.

In Ansehung der Kleidung war es mit den beiden andern eben so schlecht, wie mit ihm, bestellt, — sie machten daher, wenn sie ausgiengen, zusammen einen Aufzug, der das wahre Bild der Liederlichkeit und Unordnung

schien,

womit er einschlief — er suchte sich vor sich selbst zu retten, und machte den Anfang, tugendhaft zu sein, damit, daß er — — — auf den Boden gieng, und in Schlachtordnung gestellte Kirschkerne zerschmetterte.

Dies nun zu unterlassen, und statt dessen etwa in dem alten Virgil, den er noch hatte, eine Ekloge zu lesen, wäre der eigentliche Anfang zur Ausübung der Tugend gewesen — aber auf diesen zu geringfügig scheinenden Fall hatte er sich bei seinem heldenmüthigen Entschlusse nicht gefaßt gemacht.

So oft es ihm während dieses Zustandes noch möglich gewesen war, einige Groschen zusammenzubringen, so oft hatte er sie auch in die Komödie getragen. — Da aber die Schauspielergesellschaft in der Mitte des Sommers wieder wegzog, so war ihm eine Wiese vor dem neuen Thore nicht nur das Ziel seiner Spaziergänge, sondern fast sein immerwährender Aufenthalt. — Er lagerte sich

durch man ihm entgehen kann. Dieses letzte Stück der Erzählung mit meinem Urtheile und den Bruchstücken aus dem Tagebuche zusammenzuhalten, wird für dich ein sehr nützlicher Stoff zum Nachdenken sein.

Moritz sei dir hier ein warnendes Beispiel, nur hüte dich, ihn allzurasch zu verdammen. Auch du wirst bei genauer Prüfung über dich selbst, dich auf manchem Fehler treffen, wo du dir vielleicht, wie er, wohl gar mit Tugend geschmeichelt hattest. Die Art, diese Prüfung anzustellen, weißt du jetzt, und hast nun auch davon ein Beispiel, wie man es anfangen müsse, um zur Selbsterkenntniß zu gelangen. Ich habe mich länger dabei aufgehalten, als ich bei andern Gegenständen thun werde, weil dieser von allen bei weitem der wichtigste ist, und weil ein geschärfter Blick in unser Inneres uns auch zugleich Andere besser kennen lehrt, und zur Menschenkenntniß das sicherste Mittel ist.

Willst du dich selber erkennen, so sieh' wie die Andern es treiben,

Willst du die Andern verstehn, blick' in dein eigenes Herz.

Eben dieser Wichtigkeit halber, schließ' ich aber noch nicht, ohne dir noch eine Stelle von Knigge mitzutheilen, die hieher gehört.

„Es giebt Menschen, denen bei dem besten Willen die Hälfte ihrer Stunden verloren geht; die von einer Arbeit an die andre springen, nichts fertig machen, zu Nichts sich entschießen können; die immer unzufrieden sind, immer zu viel zu thun haben, und bald zu diesem bald zu jenem Geschäft nicht aufgelegt sind; die bald bis Mittag schlafen, bald schon um fünf Uhr auf den Beinen sind. Das Jahr geht hin; und sollten sie sich fragen (wie es doch billig jeder Mensch thun müßte), „was hab' ich in diesem Jahre gelernt? Was hab' ich Nützliches für mich und Andere gethan? Welche Fehler hab' ich an mir verbessert?“

Der Herr von H... hält sich ein kurzes Tagebuch, darin er Alles aufschreibt, was er thut oder ihm begegnet. —— Alle Artikel darin werden, nach den Umständen, jeden Abend oder wöchentlich oder monatlich nachgesehn, nachgetragen und darin ausgestrichen. Dies nimmt, wenn man einmal daran gewöhnt ist, sehr wenig Zeit weg. Wer das für ein kleines unwürdiges Geschäft hält, der ist, gerade herausgesagt — ein Narr! und es ist gar nicht zu beschreiben, welche Freude diese anscheinende Pedanterie gewährt, wenn man nach mehr als Jahresfrist noch alles genau nachschlagen kann, worüber man zweifelhaft ist; wenn man sich Rechenschaft geben kann, ob man seine Zeit gut oder unnütz, besser oder schlechter als im vorigen Jahre angewendet; wenn man sich der angenehmen, wichtigen und selbst der originellen, komischen Bekanntschaften erinnert, die man gemacht; wenn man gewiß weiß, daß man Alles, auch das Geringste gehalten, so man versprochen hat; wenn man nichts von dem vergißt, so

man

zu sein, zu jeder guten Sache dem Andern mit Hilfe und Rath beizustehen, und ich weiß, daß diese gegenseitigen Gefälligkeiten so sehr die Bande der Societät befestigen, daß ich glaube, man soll sich sorgfältig hüten, von dieser Seite nicht in Indolenz und Faulheit zu verfallen, besonders, wenn wir in dem Fall sind, Andrer nicht zu bedürfen. Deswegen halt' ich es für nothwendig, sich oft zu fragen: „Was habe ich im verflossenen Monate für Andere gethan?“ Mein Tagebuch nun muß mir darauf antworten, und ich würde mich schämen und betrüben, wenn es mir sagte, ich hätte vier Wochen hindurch nur allein mir selbst gelebt, folglich nur die Hälfte meiner irdischen Bestimmung erfüllt.“

4.

„Sorge für die Gesundheit deines Leibes und deiner Seele, aber verzärtle beide nicht! Wer auf seinen Körper losstürmt; der verschwendet ein Gut, welches oft allein hinreicht, ihn über Menschen und Schicksal zu erheben,

und ohne welches alle Schätze der Erde eitel Bettelwaare sind. Wer aber jedes Lüftchen fürchtet und jede Anstrengung und Uibung seiner Glieder scheuet; der lebt ein ängstliches, nervenloses Austernleben, und versucht es vergeblich, die verrosteten Federn in den Gang zu bringen, wenn er in den Fall kömmt, seiner natürlichen Kräfte zu bedürfen. 1) Wer sein Gemüth ohne Unterlaß dem Sturme der Leidenschaften Preis giebt, oder die Segel seines Geistes unaufhörlich spannt; der rennt auf den Strand, oder muß mit abgenutztem Fahrzeuge nach Hause laviren, wenn gerade die beste Jahreszeit zu neuen Entdeckungen eintritt. Wer aber die Kräfte seines Verstandes und Gedächtnisses immer schlummern läßt, oder vor jedem kleinen Kampfe, vor jeder Art von minder angenehmer Anstrengung zurückbebt; der hat nicht nur wenig wahren Genuß, sondern ist auch ohne Rettung verloren, da, wo es auf Kraft, Muth, und Entschlossenheit ankommt.

Hüte

Hüte dich vor eingebildeten Leiden des Leibes und der Seele! Laß dich nicht gleich niederbeugen von jedem widrigen Vorfalle, von jeder körperlichen Unbehaglichkeit! Fasse Muth! Sei getrost! Alles in der Welt geht vorüber; alles läßt sich überwinden, durch Standhaftigkeit; alles läßt sich vergessen, wenn man seine Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand heftet.“ 2)

---

1) Schach Lolo.

Von seiner Art zu leben
Euch einen Schattenriß zu geben,
Nehmt Einen Tag; denn wie er den begieng,
So gieng es Tag für Tag in seinem ganzen Leben.

Nachdem er Nachts zuvor,
Allmählig eingelullt vom Lied der Sängerinnen,
Den letzten Dienst erschlaffter Sinnen
In Strömen süßen Weins verlor;
Und matt und welk wie ein zerknicktes Rohr

Entschlummert ist, und ohne sich zu regen,
Die Nacht durch weintodt dagelegen:
Entrüttelt ihn, sobald zum Frühgebet
Der Imam *) ruft, ein Kämmerling dem Schlummer.

Schach Lolo streckt sich, gähnt, bohrt in der Nase, dreht
Die Augen, und so fort — kurz steht ein wenig dummer
Als gestern auf, verrichtet sein Gebet,
Wird abgewaschen, angezogen,
Beräuchert, nimmt sein Frühstück, geht
In seinen Divan **), sitzt mit hohen Augenbraunen
Die Zeit vertreibend mit — Betelkauen.

Indessen wird's Mittag. Die Kämmerlinge kommen,
Es öfnet sich zum hohen Göttermahl
Ein augenblendender gewölbter Speisesaal.

Das

*) Türkischer Priester.
**) Hoher Rath.

Das Mahl, (um kurz zu sein) wird reichlich eingenommen,
Und nun passirt mein Schach in einen zweiten Saal,
Noch größer, herrlicher und schimmernder als jener,
Wo, zum Verdauungswerk bestimmt,
Ein weicher Lehnstuhl ihn in seine Arme nimmt.
Hier schläft er nun zwei Stunden wie ein Dachs,
Wacht endlich wieder auf, und gähnt,
Fängt seine Finger an zu zählen,
Und hascht nach Fliegen, die ihm nicht
Stand halten wollen: unterdessen
Kommt unvermerkt die Zeit zum Abendessen.

Es öfnet sich ein dritter Saal
Noch schimmernder als jede beide,
Illuminirt mit Lampen ohne Zahl.
Und unter einem Thron, der, wie aus Sonnenstrahlen
Gewebt, durch seinen Glanz die Augen schier verletzt,

Er-

Erscheint ein Tisch mit sieben großen Schaalen
Von Japans reichstem Thon besetzt,
Wo, schöner als ein Mahler sie zu mahlen
Im Stand' ist, Früchte aller Art
Hoch aufgethürmt Geruch und Aug' ergötzen.
Nur — keinem Schach! Jedoch geruht er, sich zu setzen,
Läßt sich laut gähnend einen Apfel schälen,
Und wartet in Geduld, bis endlich abermahl
Die Stunde schlägt, die in den vierten Saal
Ihn rufen wird. Sie schlägt, und — laßt euchs nicht verdrüssen!
Es öfnet sich der vierte Saal,
Wohin wir ihm schon werden folgen müssen.

Daß alles drin entsetzlich glänzt und gleißt,
Und wieder Räucherpfannen brennen,
Ist, was wir leicht vermuthen können.
Ein neuer Polsterthron, ein neuer Tisch, besetzt
Mit allem was den Gaum zum Trinken wetzt,
Und dann, die Kehle wohl zu baden,
Ein Schenktisch, reich von zwanzig Sorten Wein,
Stehn

Stehn links und rechts in vollem Glanz, und
laden
Den Schach zum letzten Akt des Monodra-
ma's ein.
Es kömmt die Mitternacht, er trinkt und
nicket ein.

Bei solcher Lebensart, was Wunder,
Wenn ihn zuletzt, wie die Geschichte sagt,
Vom Haupt zu Fuß der Aussatz plagt!
Wohl freilich ist an Seel' und Leib gesunder
Der Mann, dem Arbeit Zeitvertreib,
Und Nothdurft Wollust ist; der, wenn er
spät vom Acker
Zur Hütte kehrt, zwar müde, doch noch wacker
An rauhem Brod bei Kind und Weib
Sich auf des Morgens Arbeit labet!
Was hilft es nun dem Schach, der unter ei-
nem Thron
Von goldnem Stoffe sich wie Hiob schabet,
Was hilft ihm Sang und Saitenspiel
Und all der Kitzel stumpfer Sinnen?
Umsonst ist seiner Aerzte Müh

Sein schwarzes Blut durch Säuren zu verdünnen.
Zwei Jahre schon erschöpfen sie
Treufleißigst ihr Gehirn und alle ihre Büchsen.
Vergebens sieht man sie durch Berg' und Wiesen trotten
Nach Kräutern, die Galen und Celsus*) nicht gekannt:
Die Kachexie**) des Schachs scheint ihrer nur zu spotten,
Und täglich nimmt das Uibel überhand.

Von ungefähr kam, da es just am schlimmsten stand,
Ein Fremdling an, aus einem fernen Land,
Ein Mann, dem Ansehn nach von stillem Muthe,
Und der (das sieht der Wirth ihm gleich am Nasloch an)
Ein wenig mehr als fünfe zählen kann.

Zu-

*) Namen zweier berühmten Aerzte.

**) Geschwulst durch üble Mischung der Säfte.

Zufällig hört der Fremde von dem Jammer
Des armen Herrn. Er sagt dazu kein Wort.
Nach einer Weile geht er fort
In seine Kammer.
Was er darin gemacht, ist unbekannt;
Er schob den Riegel vor, und ließ den Vorhang nieder.
Genug, er kam mit etwas in der Hand,
Das einem Schlägel glich, in einer Stunde wieder.
Laß mich zum Sultan führen, Freund!
Spricht er zum Wirth. — „Das ist so leicht nicht, als es scheint,
Ihr werdet schwerlich angenommen“ —
Sag' ihm, es sei ein fremder Arzt gekommen,
Der, wenn er ihn in kurzer Zeit
Von seinem Aussatz nicht befreit,
Den Kopf bereit ist zu verlieren.
Wie Lolo diese Botschaft hört,
Denkt er: Es ist der Probe werth,
Der Mensch hat doch dabei nicht wenig zu verlieren;
Und er befiehlt ihn vorzuführen.

Der Fremde kommt — ein feiner langer
Mann
Mit schwarzem Bart, und einer Art von Nase,
Die Lolo just am besten leiden kann.
„Herr — spricht der fremde Mann — ich blase
Nicht gern mich selber aus; genug, die Fakultät
Hat deiner Heilung sich verziehen,
Ich heile nicht mit Pillen, Kräuterbrühen,
Noch Rindenmehl; allein wenn deine Majestät
Sich mir vertrauen will, soll binnen sieben
Tagen
Dein ganzer Leib so frisch und rein
Wie eine Maienrose sein:
Wo nicht, so werde mir der Schädel abge-
schlagen!"

Mein Schach antwortet ihm und spricht:
Daß du mit deinem eignen Leben
Assekuriren sollst, was Andre aufgegeben,
Das wollen wir, beim Allah! *) nicht.
Doch leiste, was du mir zu hoffen

Be-

*) Name der Gottheit bei den Türken.

Befiehlst, und sei der Zweit' in meinem
Reich!
Mit Lolo's Herzen sei zugleich
Sein Hof, sein Schatz, kurz Alles sei dir
offen!
Verdoppelt gleich mein Dank den höchsten
Flug,
Den deine Wünsche sich erlauben:
Noch werd' ich immer nicht genug
Für dich gethan zu haben glauben!

„Herr, spricht der Arzt, an deiner Dank-
barkeit
Zu zweifeln, wär' ein Majestätsverbrechen:
Allein davon ist's immer Zeit,
Wenn du genesen bist, zu sprechen.
Das Mittel dieser Wunderkur
Wird, wie gesagt, nicht innerlich genommen;
Es geht von außenher und durch die Poren
nur
Ins Blut; doch muß es selbst vorher in
Schwingung kommen.
Groß sind die Wunder der Natur!

Dies,

Dies, ich gesteh' es, ist ganz außerhalb der Regel,
Mit Einem Wort: es steckt in diesem Schlägel."

In diesem Schlägel? ruft der Schach von Scheschian
Und vor Erstaunen bleibt der Mund ihm offen stehen.
„In diesem Schlägel, Herr! du wirst die Wirkung sehen.
Natürlich ist ein Talisman
Dabei im Spiel — genug, in sieben Tagen!
Und, daß wir keine Zeit verlieren, führe man
Des Sultans Leibpferd her, um nach der Malliebahn
Stracks seine Hoheit hinzutragen."

Gesagt, gethan!
Schach Lolo langt an Ort und Stelle an,
Und mit dem Schlägel, den ihm Duban nachgetragen,
(So nennt der Fremde sich) muß er in stetem Jagen

Den

Den schweren Ball so lange schlagen,
Bis ihm — der Schweiß aus allen Poren bricht.

„Der Talisman hat seine Pflicht
Für heut gethan, spricht Duban, unverzüglich
Ins Bad nunmehr! Und seid ihr da genüglich
Gewaschen und frottirt, dann flugs ins Bett, und deckt
Euch doppelt zu, und schlaft, bis euch der Imam weckt."

Den nächsten Tag wird's eben so getrieben.
Der Schlägel dünkt den Schach schon minder schwer
Und lustiger das Spiel als Tags vorher;
Er schlägt den Ball mit immer kräft'gern Hieben,
Schwitzt wieder, geht ins Bad, wird tüchtig abgerieben,
Und schläft die Nacht durch wie ein Bär.
Mit jedem Tage wächst sein Glauben und Belieben

An Dubans Talisman; und wie die heil'ge Sieben
Vollendet ist, fühlt er am achten früh,
Nach Dubans Worte, sich so munter, wie
Er kaum in seinen ersten Hosen
Gewesen war — rein wie die Lilien auf der Flur,
Stark wie der Behemoth, gerade wie ein Kegel,
Von Aussatz nirgends eine Spur!
Mit Einem Wort — der Schlägel
Hat große Ehre von der Kur.

Nun denn, Glück dem Schach von Scheschian! und wohl jedem, der in ähnlichen Umständen einen Duban findet. Jeder kann sich aber selbst ein Duban werden, der hinter sein Geheimniß kommt. Es ist der Mühe wohl werth zu wissen; und wie wäre es, Eduard, wenn ich dir es als Räthsel aufgäbe mir zu sagen: „Worin bestand wohl eigentlich Dubans Talisman?“ Wenn du — — jedoch ich darf mein Räthsel nicht selbst lösen.

---

2) Die

## 2) Die Wanderschaft.

### Eine Allegorie.

Ein Wanderer wollte nach einer Stadt reisen, die er sehr hatte rühmen hören, und wo er auf immer sein Glück zu machen hoffte. Als er noch nicht weit gegangen war, kam er auf eine grüne Wiese, wo er auf einmal so viele Wege vor sich sahe, daß er selbst nicht wußte, welchen er wählen sollte. Wie er nun so unentschlossen dastand, trat ein freundlicher Greis zu ihm, der fragte ihn, wo er hin wollte? Der Wanderer nannte ihm den Ort, und der Greis erbot sich, sein Führer zu sein, wenn er ihm folgen wolle. Aus seinen Augen leuchtete etwas so Majestätisches und Liebevolles hervor, welches dem Wanderer sogleich ein solches Zutrauen gegen ihn einflößte, daß er sich keinen Augenblick bedachte, sich seiner Führung gänzlich zu überlassen. Sie giengen nun mit einander fort. Es war noch früh am Tage. Die Sonne schien so schön am Himmel, die Vögel sangen in der Luft,

in der Ferne rauschten sanfte Bäche, und die Wiese glänzte vom Thau. Ihr Weg schlängelte sich auf weichem Grase durch Blumenfelder hin. Rund umher erblickte man nichts als eine reizende Ebene, außer wenn man gerade vor sich hin sahe, so war es, als ob ganz in der Ferne ein kleiner Hügel dämmerte, den man aber, wegen seiner weiten Entfernung, kaum bemerken konnte. Ach wie schön! rief der Wanderer voll Entzückung aus, wie schön ist diese Gegend, und wie angenehm ist der Weg, den wir wandeln!

Siehst du in der Ferne jenen Hügel? antwortete der Greis, der liegt auf unserm Wege, und wir müssen ihn nun bald übersteigen.

O, der ist ja noch weit entfernt, sagte der Wanderer, und wenn wir ihn auch übersteigen müssen, so wird das doch wohl so gar mühsam nicht sein, weil es nur ein kleiner unbedeutender Hügel ist.

Als sie noch so sprachen, fieng der Weg an etwas unebner und rauher zu werden, als er im Anfang war. Anstatt, daß er sich vorher durch Blumen schlängelte, lief er jetzt oft über spitzige Steine und zwischen stechenden Dornen hin, verlor sich zuweilen in tiefem Sande, und kam auf einem dürren steinichten Erdreich wieder zum Vorschein. Die Sonne stieg höher herauf, und fieng schon an, ihre brennenden Strahlen senkrecht herab zu schießen. Indeß näherten sie sich auch dem Hügel. Dieser schien sich bei jedem Schritt zu vergrößern, und stellte sich ihnen zuletzt, als einen hohen steilen Berg dar, dessen Anblick den Wanderer mit Schrecken erfüllte. Dieser fieng nun an kleinmüthig zu werden, und fragte seinen Führer, ob sie nicht unten um diesen Berg herumgehen könnten, weil es doch bei dieser brennenden Sonnenhitze wohl unmöglich wäre, ihn zu übersteigen?

Hier geht gleich ein Weg ab — sagte der Greis, — der schlängelt sich unten um den

Berg herum. Schon mancher hat mich hier verlassen und diesen Weg gewählt, ist aber nie in die Stadt gekommen, wohin er gedachte, und wohin du jetzt auch gedenkest. Willst auch du mich hier verlassen, so steht es dir frei. Glaubst du aber, daß ich es gut mit dir meine, so folge mir!

Der Wanderer traute seinem Führer und folgte ihm. Und wie sie an den Berg herankamen, war er nicht so schrecklich steil, wie es ihnen vor Kurzem noch geschienen hatte. Als sie nun heraufstiegen, wollte der Wanderer alle Augenblicke ein wenig ausruhen; sein Führer sprach ihm aber Muth ein, und sagte: Sei nur getrost, wir kommen nun bald auf den Gipfel, bergunter wird es schon besser gehen. Dann kommen wir in ein anmuthiges Thal, wo das reinste Wasser aus dem Felsen quillt, und wo die Bäume mit den schönsten Früchten prangen. Da wollen wir uns wieder erquicken, wenn wir diesen Berg erst werden erstiegen haben! Wenn nun der

Wan-

Wanderer träge und müde wurde, so dachte er nur an das anmuthige Thal, und wurde auf einmal wieder fröhlich und munter. Auf die Art erreichten sie bald den Gipfel des Berges. Hier konnten sie nun den ganzen Weg übersehen, welchen sie zurückgelegt hatten, auch konnte man bemerken, wie der Pfad, der sich unten um den Berg herumzog, immer weiter von der rechten Straße abgieng, und zuletzt auf einen tiefen Abgrund zuführte, den man nur oben von diesem Berge, unten aber auf dem Wege selbst nicht bemerken konnte. Nun dankte der Wanderer seinem Führer herzlich, daß er ihm von diesem Wege abgerathen hatte. Vor sich sahen sie nun das anmuthige Thal, das immer näher zu kommen schien, in der Ferne aber war es, als ob sich noch mehrere Berge zeigten, wovon einer immer höher als der andere war.

Laß dich nicht durch dies anmuthige Thal zu sehr anlocken, sagte der Greis, und denke, daß wir uns nur darin erquicken wollen, da-

mit wir über jene Berge den Stab weiter setzen können: denn wir reisen ja nicht, um uns zu erquicken, sondern wir erquicken uns nur, um weiter zu reisen.

Sie kamen unter angenehmen Gesprächen und süßen Hoffnungen ins Thal herab, setzten sich unter einen Baum und labten sich an der kühlen Quelle und an den schönen reifen Früchten, die sie mit leichter Mühe frisch vom Baume abpflücken konnten.

So angenehm ist der Genuß nach der Arbeit, sagte der Greis, aber die Arbeit nach dem Genuß ist nicht weniger angenehm, darum laß uns aufstehen, und muthig unsere Reise fortsetzen, denn wir haben noch viele Berge zu übersteigen, ehe wir unser gewünschtes Ziel erreichen!

Nun gieng ihre Reise gut von statten; auf einen steilen Berg, den sie mühsam ersteigen mußten, folgte immer ein kleines anmuthiges Thal, wo sie sich wieder erquicken konnten.

Am Abend kehrten sie in die Herberge ein, und am Morgen, sobald die Sonne aufgieng, waren sie schon wieder reisefertig, und machten sich auf den Weg. So legten sie in einigen Tagen eine weite Strecke zurück, und trösteten sich mit dem Gedanken, daß sie der Stadt, wohin ihre Wünsche giengen, nun immer näher kämen. Oft schien sich ihr Weg in unabsehlichen Krümmungen zu verlieren; allein ehe man es sich versahe, schlängelte er sich wieder schön und gerade vor ihnen auf der Ebene hin. Zuweilen schien es ganz unmöglich, auf einen steilen Berg zu kommen, den sie vor sich sahen; allein ihr Pfad lief unvermerkt an der Seite des Berges durch tausend Krümmungen im Gebüsch hinauf, daß sie ihn, wider alles Vermuthen, ganz bequem ersteigen konnten. Einmal aber giengen sie in einem tiefen Grunde, und an beiden Seiten über ihnen hiengen große Felsenstücke herab, welche alle Augenblicke herab zu stürzen droheten. Der Wanderer fieng an zu zagen; allein sein Führer sprach ihm Muth ein, und sie kamen

glücklich durch: die Felsen stürzten nicht über sie zusammen, und die drohende Gefahr verschwand. Nun setzte der Wanderer ein rechtes Zutrauen auf seinen Führer, und hätte ihn nicht verlassen, wenn er auch durchs Feuer hätte mit ihm gehen sollen. Eines Tages war es so heiter Wetter, und alles so still um sie her; sie hatten einen rauhen Weg zurückgelegt, und giengen nun auf einer grünen Ebene, wo sie von einer sanften Luft umweht wurden, die nach und nach den Schweiß von ihrer Stirn abtrocknete. Da blickte der Greis den Wanderer freundlich an, und sagte: sei getrost! unsre Reise geht nun bald zu Ende, und ehe du es dich versiehest, sind wir in unsrer geliebten Stadt, wo deine Freunde, die du dort antreffen wirst, sich schon auf deine Ankunft freuen, und bereit sind, dich mit offenen Armen zu empfangen. Aber zittre nicht, wir müssen erstlich noch durch ein dunkles Thal, wo die Sonne und der Tag vor unsern Blicken verschwinden, und der Boden unter unsern Füßen weichen wird; dann halte dich

nur

nur fest an mich, und fürchte nichts, denn ich werde dich glücklich hindurch führen, und bis an den Ort deiner Bestimmung bringen! Sie waren noch nicht weit gegangen, als sie schon das dunkle Thal erblickten, das sich schwarz und furchtbar vor ihnen eröfnete. Allein der Wanderer stieg an der Hand seines Führers muthig hinab, und als es immer dunkler um ihn wurde, und die Sonne und der Tag vor seinen Blicken verschwand, da konnte er seinen Führer selbst nicht mehr sehen, er hielt sich aber fest an ihn, und als der Boden unter seinen Füßen wankte, da bebte er nicht, sondern hielt sich immer fester an seinen Führer, und dieser brachte ihn glücklich durch das dunkle Thal hindurch. Plötzlich gieng eine schönere Sonne auf, am Himmel glänzte ein hellerer Tag, und vor ihnen lag die Stadt, das Ziel ihrer Wünsche, in ihrer unbeschreiblichen Schönheit.

Dankerfüllt zu seinem Führer
Blickte nun der Wandrer auf,

Nacht und Schatten war verschwunden,
Alle Schrecken überwunden;
Und vollendet war der Lauf.

Und das Ziel war nun errungen,
Das vorher nur dämmerte,
Und dem Wandrer so viel Thränen,
So viel Hoffen, so viel Sehnen,
So viel Arbeit kostete.

Seiner mühevollen Schritte
Waren eine große Zahl;
Doch die Zahl ward immer kleiner,
Bis sie schwand, — nun reut' ihm keiner
Dieser Schritte, — denn ein Strahl

Von dem Lichte Gottes tagte
Schnell in seiner Seel' empor:
Da konnt' er den Weg ergründen,
Sah das dunkle Thal verschwinden,
Und sein Morgen brach hervor.

Da erblickt' er, wie durch Dornen
Sich sein Pfad oft schlängelnd bog,

Um den Abgrund zu vermeiden,
Der sich fürchterlich an beiden
Seiten, wie die Nacht hinbog.

Und noch eine stille Zähre,
Die von seinem Auge floß,
Dankt dem Führer, denn sein Leiden
War nicht werth der kleinsten Freuden,
Die er nach dem Kampf genoß.

---

Was Allegorie sei, und was der Dichter damit wolle, weißt du, eben deshalb aber ersp ar' ich mir den Commentar darüber. Auch find' ich es für überflüßig, mehr über jene Regeln von Knigge zu sagen, denn was ich dir noch sagen könnte, wäre nichts anders, als was du schon aus deinem Theophron weißt. Ich schließe deswegen mit folgender, noch hieher gehörigen, Stelle Zimmermanns:

„Der Mensch ist im einsamen Müßiggange wie ein stehendes Wasser, das keinen Abfluß hat und fault. Durch Geschäftlose Ruhe

und

und durch allzugroße Anstrengung werden Leib und Seele ungesund. Plötzlich ermattet jeder Theil des menschlichen Körpers, wenn er ohne abwechselnde Ruhe immer wirkt. So ermattet auch der Geist dessen, der immer nur Eins thut, immer die nämlichen Gegenstände sieht, immer die gleiche Arbeit hat, immer zieht an dem nämlichen Lastwagen. Einsamkeit drückt jeden, der aus Kränklichkeit sich nicht lange in sich selbst und mit sich selbst beschäftigen kann. Er erliegt unter jeder Arbeit, wenn ihn Pflicht oder Leidenschaft nicht mehr regsam machen, und der letzte Funke seines Geistes erlischt in ungeselliger und geschäftloser Stille unter Mißmuth und Melancholie. Alsdann ist es Zeit, gute und freundliche Menschen zu suchen, bis man wieder Lust hat zu stiller Thätigkeit und Vergnügen an sich selbst."

Die bestimmten Regeln aus diesem allem wirst du, hoff' ich, dir schon selbst ziehn. Gehen wir nun weiter!

5.

„Ehre dich selbst, wenn du willst, daß Andre dich ehren sollen! Thue nichts im Verborgnen, dessen du dich schämen müßtest, wenn es ein Fremder sähe! Handle, weniger Andern zu gefallen, als um deine eigne Achtung nicht zu verscherzen, gut und anständig! Selbst in deinem Aeußern, in deiner Kleidung sieh dir nicht nach, wenn du allein bist! Gehe nicht schmutzig, nicht zerlumpt, nicht unrechtlich, nicht krumm, noch mit groben Manieren einher, wenn dich niemand beobachtet! Mißkenne deinen eignen Werth nicht! Verliere nie die Zuversicht zu dir selber, das Bewußtsein deiner Menschenwürde, das Gefühl, wenn nicht eben so weise und geschickt als manche Andre zu sein, doch weder an Eifer, es zu werden, noch an Redlichkeit des Herzens, irgend jemand nachzustehn!“

---

Nimmst du alles, was Knigge hier gesagt hat, zusammen, so findest du, daß es

kürzlich folgendes ist: „Es gebührt dir, in sofern du Mensch bist, eine eigne Würde, und dieser sei stets eingedenk! Handle stets so, daß du die Achtung gegen dich selbst nie verletzest, und weil dieses Gefühl der Selbstachtung äußerst zart erhalten werden muß, so sei selbst bis auf die Kleinigkeiten herab achtsam auf dich.“

Aus diesem siehst du schon, daß die strengste Gewissenhaftigkeit in Ansehung unserer tugendhaften Gesinnungen erfordert werde, denn verdient das Höchste in uns nicht eine vorzügliche, nicht die vorzüglichste Aufmerksamkeit? — Gut, wirst du vielleicht sagen, aber warum auf Kleinigkeiten so achtsam sein? Darum, Eduard, weil Nachläßigkeit in dem, was Kleinigkeit scheinen könnte, gar oft Nachläßigkeit auch in dem Wichtigen nach sich zog, weil — doch, du erinnerst dich vielleicht daran, wie es Moritzen einst mit der Tugend gieng. Könntest du dich nicht etwa jetzt in einem ähnlichen Falle befinden? — Um

dein

dein Urtheil hierüber zu berichtigen, mögen folgende Bemerkungen dienen:

„Es sind vornehmlich zweierlei Dinge, die uns im Umgange mit Andern unerlaßlich sind, gute Eigenschaften in uns, und ein wohlanständiges Aeußere, denn ohne beides werden Andere keine gute Meinung von uns haben.

Die gute Meinung der Verständigen zu begehren, ohne Vorzüge und Verdienste zu haben, oder ohne dieselben gehörig zu suchen, ist mehr als Eitelkeit, ist die Lüge eines elenden Herzens. Die Achtung der Andern durch zufällige Güter, durch Reichthum, Geburt, Stand und Pracht, durch das Kleid und andere Kostbarkeiten zu suchen, ist sinnlicher Ehrgeiz; und der Tribut des Beifalls, den wir durch diese Vorzüge von Andern erhalten, ist das Allmosen des Pöbels, der gern das Glänzende mit den Verdiensten vermengt, weil Verdienste oft im Glanze erscheinen. Seinen Ehrgeiz in freiwilligen Geschenken der körperlichen

lichen Natur, in Schönheit und Stärke zu setzen, heißt als Bildsäule dieselbe Bewunderung verlangen, die der Hand des Künstlers gehört. In dem äußerlichen Anstande und in gefälligen Sitten seine Ehre allein suchen, ist der Ehrtrieb kleiner Seelen. Sie hingegen durch Gaben des Geistes, durch angenehme oder nützliche Werke der Kunst und des Witzes gehörig suchen, ist eine rühmliche Ehrbegierde. Und seine Ehre in einem guten Gewissen, durch eine willige und sorgfältige Beobachtung aller seiner Pflichten suchen, das ist die höchste Staffel des Verlangens nach Ehre, auf welche sich die Menschen, so verschieden ihre Gaben und Fähigkeiten, so verschieden ihr Rang, ihre Geburt, ihre Erziehung und ihre natürlichen Neigungen sind, dennoch emporschwingen können. Ohne das Verdienst des Herzens mögen wir noch so berühmt sein, noch so hoch steigen, unsre Höhe ist doch nur, wie Young sagt, der Galgen unsers Namens.

Es

Es bleibt allemal eine Pflicht des Vernünftigen, für einen rühmlichen Namen zu wachen, und die Geringschätzung und Verachtung in den Augen der Welt durch erlaubte und geprüfte Mittel zu verhindern.

Der sicherste und vornehmste Weg aber zu einem guten Namen, ist, daß man ein rechtschaffener und nützlicher Mann zu sein sich bestrebe.

Es ist nicht genug für den guten Namen, daß wir rechtschaffene und nützliche Männer sein wollen, wir müssen auch, jeder an seinem Theile, auf die beste Art nützlich zu sein trachten.

Man betreibe das vornehmlich, wozu uns die Natur und die Umstände geschickt machen, und treibe es fortgesetzt.

Unsere wahre Ehre besteht zwar darinnen, daß wir unsern Pflichtmäßigen Beruf, unsern Stand, unser nützliches Gewerbe mit Eifer

und

und Treue beobachten, und außer diesem Wege geht keine gebahnte Straße zum Beifalle; aber wir können diesen Eifer haben, und doch keinen oder wenig Beifall erlangen, wenn wir die allgemeinen Mittel des Beifalls, nämlich Klugheit, Bescheidenheit und Wohlanständigkeit vergessen.

Klugheit, Bescheidenheit, Freundlichkeit und anständige Sitten sind der tugendhaften Anwendung unserer Geschicklichkeiten zu unserm und Anderer Besten, das, was dem Gemählde Licht und Schatten, oder dem Erdboden die grüne Farbe ist.

Sogar die Beobachtung willkührlicher, aber unschuldiger Gebräuche ist ein Gesetz, das der gute Name auflegt. Man muß wenigstens ein glückliches Mittel zu treffen, und das Anständige von dem Eiteln und Albernen zu trennen wissen.

Endlich auch die Vermeidung des Scheins von allem dem, was den Mangel der Geschick-

lich-

lichkeit, oder unerlaubte Absichten, oder einen übeln Gebrauch seiner Gaben anzuzeigen pflegt, alles, was Andre überreden kann, daß wir von unsern guten Grundsätzen, und dem geraden Pfade unserer Pflichten abzuweichen anfangen, die Verhütung alles dessen, was den Schein des Lasters, oder der Thorheit, oder eines ungesitteten Betragens hat.

Es macht in der That der menschlichen Natur Ehre, daß selbst der Bösewicht den Werth der Tugend anerkennt, und zu achten gezwungen ist. In jedem Geschäfte hat er lieber mit dem Tugendhaften, als mit seines Gleichen zu thun, und dieses beweißt hinlänglich, wie sehr er sich selbst widerspreche, wenn er ihn zu verspotten scheint. Der Elende sucht unter diesem erzwungenen Spotte nur seine Schande zu verstecken.

Wie gesagt aber, mit diesen innern Eigenschaften müssen wir, wenn wir im Umgange mit Andern beliebt seyn wollen, Wohlanständigkeit von außen verbinden.

Die Wohlanständigkeit kann niemals ohne Reinlichkeit sein; allein sie fordert in Ansehung der Geberden und Stellungen unsers Körpers doch noch mehr. Der äußerliche Anstand verlangt eine regelmäßige und ungezwungene Bewegung unserer Gliedmaßen. Keine gesittete Nation hält einen niederhangenden Kopf, Schultern, die zum Haupt emporschwellen, Aerme, die starr herunterhängen, oder als angeheftet sich an den Körper schmiegen, einen hervorstrotzenden Unterleib und eine eingezogne Brust, Füße, die sich im Gehen einwärts schließen, oder den Leib von einer Seite zur andern werfen, für Anstand des Körpers.

Man muß in seinem äußerlichen Betragen besonders zween Fehler vermeiden, das zu Süße und Weibische, und dann das Rohe und Bäurische *).

Alles

*) Vgl. Funke's Sittenspiegel. Berl. 1800.

Alles, was den freien Gebrauch des Körpers in unsre Gewalt bringen hilft, das befördert auf gewisse Weise auch seinen Anstand. Daher sind alle Leibesübungen, die nach Regeln vorgenommen werden, die sichersten Mittel dazu. Es ist gut an schönen Beispielen erlernen, wie man seinen Körper richtig tragen soll.

Auf der Miene beruht in Ansehung der Wohlanständigkeit unglaublich viel; und die Miene auszubilden, ist zum Wohlstande eben so nöthig, als es die Bildung des Verstandes zur Tugend ist. Aber wie bilden wir die Miene? Ich denke, auf eine doppelte Art, davon die eine unendlich wichtiger ist, als die andre. Die Bildüng, die der Umgang, der Spiegel, oder die Erinnerung des Freundes und Aufsehers uns giebt, nimmt das Gezierte, das Komische, das Sauertöpfische, das zu Freie, das Aengstliche hinweg, und die Miene hat schon viel gewonnen, wenn sie diese Fehler nicht hat. — Was sich aber der Welt in

der Miene am meisten empfiehlt, oder beschwerlich macht, ist der Charakter des Geistes und Herzens, der durch das Auge und Gesicht spricht. Ein heiteres, bescheidnes, sorgenfreies, ädles, sanftmüthiges, großdenkendes Herz; ein Herz voll von Leutseligkeit, Aufrichtigkeit und gutem Gewissen, voll von Herrschaft über seine Sinne und Leidenschaften; dies Herz bildet sich gern in den Geberden des Gesichts und in den Wendungen des Körpers ab; dies Herz erzeugt meistens die bescheidene, gefallende, einnehmende und bezaubernde Miene, das Sanfte und Leutselige der Gesichtszüge, das Aufrichtige und Treuherzige des Auges, den Ernst der Stirn mit Heiterkeit gemildert, das Freundschaftliche des Blickes mit Schaamhaftigkeit verbunden; und die beste Farbe des Gesichts oder die beste Miene, ist die gute Farbe des Verstandes und Herzens.

Und was ist die schönste Bildung des Gesichts, in die sich die gehässigen Züge der Wollust, des Zornes, der Falschheit, des Neides,

des

des Geizes, des Stolzes und der Unzufriedenheit eingedrückt haben? Was ist aller äußerlicher Anstand, wenn ein unädles oder leichtsinniges Herz durch die Mienen hervorblickt? Das sicherste Mittel, sein Gesicht, so viel in unsrer Gewalt steht, zu verschönern, ist also dieses, daß man sein Herz verschönere, und keine bösen Leidenschaften darinnen herrschen lasse. Das beste Mittel, keine leere und einfältige Miene zu haben, ist, daß man richtig und fein denken lerne. Das beste Mittel, einen ädlen Reiz über sein Gesicht auszubreiten, ist, daß man ein Herz voll Religion und Tugend habe, welche Hoheit und Zufriedenheit in demselben ausbreitet.

Wie sehr der Ton der Stimme den äußerlichen Anstand belebe, ist eben so bekannt. Man wende also Fleiß und Mühe an, die Stimme wenigstens auf ihre Hauptabsicht, auf das Vernehmliche und Deutliche einzuschränken; so wird sie selten mißfallen. Sie wird stärker und schwächer, nachdem es nöthig

ist,

ist, sie wird langsamer oder schneller werden. Sie wird das Rauhe durch Uibung, und das Plumpe, das wir ohne gute Erziehung angenommen, durch bessere Nachahmungen verlieren.

Ein guter Anstand erweckt Vertrauen. Der ausgebildete Körper empfiehlt sich, ohne daß wir daran denken. Die gute Miene spricht für uns, und unser Ton unterstützt sie.

Ein ängstliches Wesen erfüllt den Andern, der mit uns zu thun hat, mit eben dem Zwange, den wir fühlen, und hält ihn von uns zurück.

Die Reinlichkeit des Körpers im häuslichen Leben scheint etwas geringes zu sein; und dennoch, wie oft mag die Vernachläßigung desselben die erste Quelle des Uiberdrusses und des Ekels an einander geworden sein! Das Kleid, das unsern Körper bedeckt, ist freilich sein Werth nicht; aber gleichwohl ist es gewiß, daß eine altväterische Tracht, in der

wir allein hervortreten, anstößig wird, und das Sonderbare oder Sorglose unsers Charakters verräth. Der schmutzige Rock eines Mannes, der einen bessern tragen könnte, ist wirklich eine Beleidigung für die Gesellschaft. Moden in Kleidern sind nichts; allein wenn sie unschuldig sind, so müssen wir sie beobachten; und es wird genug sein, wenn wir weder die Ersten noch die Letzten darin sind, uns weder zu neu noch zu alt, weder zu geringe noch zu kostbar kleiden."

Dieses wird zu einer näheren Erklärung für dich hinreichend sein, und wie wichtig alle diese Punkte sind, das könnte Moritzens Beispiel dich lehren. Dennoch will ich hier dir noch eins anführen.

Agnete, eines Kanzlers zu Rostock Tochter und einst reiche Erbin, wurde in ihren früheren Jahren von ihrem Bruder also geschildert: „Ich war gewohnt Eine Stunde früher aufzustehen als sie; und eh sie, obwohl immer

immer sehr sorglos, oder wie man es nannte, schludrig, sich ankleidete, vergieng beinah noch Eine Stunde. — Ihr Aeusseres wieß sonst durchaus von sich ab, denn sie war durchaus ohne Wahl des Gefälligen und nie ganz reinlich gekleidet; oft ohne sich gewaschen zu haben, oft ungekämmt, mit niedergetretenen Schuhen, mit langen Nägeln gieng sie aus Einem Tag in den Andern." — — Bei einer Gelegenheit sagt eben dieser Bruder ihr Folgendes: „Du sorgst nicht fürs Gefallen! Sieh diesen Fuß ohne Schuh! Sieh diese zerknüllte! Schürze! Diese, seit gestern wenigstens, ungewaschne Hand! Sieh dieses verwirrte, doch so feine, so dünn aus den Schläfen auflaufende, Haar voll Federstaub! Sieh diese gelben Zähne, so schön doch gereiht — und so vernachläßigt! Sieh dieses so ganz vermüffelte Tuch um diesen feinen und doch so schwarzen Hals."

Dies Agnetens Schilderung als Mädchen, und nun zum Gegenhalten ein Gemählde von ihr als Gattin und Hausfrau.

„Sie

„Sie war keinen Nachmittag allein; sie hatte entweder Besuch, oder sie gab Besuch. Sie spielte, und hoch; und da sie kein Spiel verstand, so verlor sie stets. Müd und betäubt machte sie dann immer verkehrte Anordnungen auf Morgen, und überließ dann alles einer verschmitzten Wirthschafterin, indeß Sie bis 10 Uhr und später noch schlief, und ekelhaft gestaltet am Mittagstisch erschien, um hernach erst die Wäsche zu wechseln, sich zu waschen, und — — zu schminken!“

Natürlich gieng nun alles im Hause, wie es unter solchen Umständen gehen konnte, schlecht genug, und es kam, was dadurch natürlich kommen mußte. Als der Mann fand, daß es schlecht um das Vermögen stehe, dem zu Folge Aenderungen traf, das unnütze Gesinde abdankte, die ganze Ausgabe auf einen festen Fuß setzte, von ihr die Berechnung wöchentlich forderte, und ihr Spielgeld beschränkte: da entfloh ihr ganzes Behagen. „Alles — so sagte sie — alles was ich von

häuslichem Glück gehabt habe, das heißt, sein Schatten, der 18 Monathe hindurch hier geschwebt hat, ist entflohn!"

Mehr will ich nicht hinzufügen, nichts davon sagen, wie ihre Haushaltung vollends ganz zu Grunde gieng, wie ihres Gatten Tage durch sie elend wurden, und jeder Gute sie verachtete: — denn ich wünschte blos, daß du dadurch zu dem Schlusse geleitet werden möchtest, jene (nicht ins Aengstliche, Läppische fallende) Sorgsamkeit für das Aeußere sei einerseits selbst Pflicht, und hänge andererseits mit mehreren unserer Pflichten zusammen. Gewiß wird äußerst selten nur der Schluß trügen, daß in einem unreinen Körper keine reine Seele wohne, und Vernachläßigung seines Aeußern läßt mit Sicherheit auf Sorglosigkeit, Unachtsamkeit des Charakters schließen. Vors Erste muß man dabei gänzliche Gleichgiltigkeit gegen die Urtheile Anderer, und wirklich hier meist der Besseren, von uns voraussetzen, und das ist schon ein schlimmes

Zeichen, aber dann kann es auch nicht fehlen, daß nicht früher oder später wirkliche Liederlichkeit daraus entstehen sollte. Diese muß unvermeidlich wiederum zwei andre Fehler in ihrem Gefolge haben, einmal durch Anhäufung von aufgeschobenen und hintangesetzten Geschäften, und daraus entstehender Muthlosigkeit sie alle verrichten zu können, Murrsinn und Faulheit, und dann, weil es doch bisweilen unvermeidlich und unumgänglich nothwendig ist, ordentlich zu erscheinen, die Mittel aber, dies zu können, meist verwahrlost worden sind, Verschwendung. Ob man nun hiebei bestehen könne, ob es möglich sei, sich hiebei Achtung und Liebe zu erwerben, oder darin sich zu erhalten, und ob man dadurch nicht zugleich auf die ädelsten und vorzüglichsten Freuden des Lebens Verzicht leisten müsse, darüber magst du selbst das Urtheil fällen. Ja, sage selbst, ob solch ein Mensch sich nicht zuweilen überlästig werden, und endlich verächtlich erscheinen müsse? Gewiß, sobald nur noch ein Funken sittlichen Gefühls und Schaamhaf-

haftigkeit in seinem Herzen glimmt! Ist aber dieses nicht der Fall — — jedoch, kann von so tief gesunkenen, so ganz verworfenen Geschöpfen unter uns die Rede sein?

Ehre dich selbst! — Dies sei eine wichtige Regel für dein ganzes Leben. Präge sie tief deinem Herzen ein, und dann — ja gewiß, dann wirst du nie vergessen, daß du, wenn du allein mit dir selbst bist, — doch du selbst bist! Dessen nie uneingedenk wird dein reiner Sinn sich stets bewahren, du wirst deines Menschenadels nie verlustig werden, im Innern wie im Aeußern die gute Sitte erhalten, und so mit deiner Zufriedenheit zugleich die Achtung der Welt, oder doch der Besten in ihr gewinnen, und

Wer den Besten seiner Zeit genug gethan,
Der hat gelebt für alle Zeiten!

6.

„Verzweifle nicht, werde nicht mißmüthig, wenn du nicht die Höhe erreichen kannst, auf

wel-

welcher ein Andrer steht, und sei nicht so unbillig, andre gute Seiten an dir zu übersehen, die du vielleicht vor Jenen voraus haben magst! — Und wäre das auch nicht der Fall! Müssen wir denn Alle groß sein?

Stimme dich auch herab von der Begierde zu herrschen, eine glänzende Hauptrolle zu spielen! Weißt du nicht, wie theuer man das oft erkaufen muß? Ich begreife es wohl, diese Sucht, ein großer Mann zu sein, ist bei dem innern Gefühle von Kraft und wahrem Werthe schwer abzulegen. Wenn man so unter mittelmäßigen Geschöpfen lebt, und sieht, wie wenig Diese erkennen und schätzen, was Gutes in uns ist, wie wenig man über sie vermag, wie die elendesten Pinsel, die alles im Schlafe erlangen, aus ihrer Herrlichkeit herunter blicken — Ja! es ist wohl freilich hart! — Du versuchst es in allen Fächern: Im Staate geht es nicht; du willst in deinem Hause groß sein; aber es fehlt dir an Gelde, an dem Beistande deines Weibes; deine Laune

wird von häuslichen Sorgen niedergedrückt; und so geht dann alles den Werktags-Gang. Du empfindest tief, wie so alles in dir zu Grunde geht; du kannst dich durchaus nicht entschließen, ein gemeiner Kerl zu werden, in dem Fuhrmannsgeleise fortzuziehen! — Das alles fühle ich mit dir; allein verliere doch darum nicht den Muth, den Glauben an dich selbst und an die Vorsehung! Gott bewahre dich vor diesem vernichtendem Unglücke! — — Es giebt eine Größe, — und wer die erreichen kann, der steht hoch über Alle, — diese Größe ist unabhängig von Menschen, Schicksalen und äußerer Schätzung. Sie beruht auf innerem Bewußtsein; und ihr Gefühl verstärkt sich, je weniger sie erkannt wird."

———

Wie wichtig alle diese Regeln seien, ahndet Dir vielleicht noch nicht einmal, aber eben deshalb achte ich es doppelt für meine Pflicht, deine Aufmerksamkeit darauf zu schärfen. Hier liegt eine Klippe verborgen, an der so viele

schon

schon gescheitert sind; und wohl jedem, der zeitig gewarnt sie glücklich noch vermeiden konnte.

Gewiß trat noch nie ein Jüngling besserer Art in die Welt, ohne von dem feurigen Wunsche beseelt zu sein, in dem mannichfaltigen Treiben der Menschen einen Vorsprung zu gewinnen und sich auszuzeichnen vor andern; ein Wunsch, mit welchem gewöhnlich die schmeichelhafte Hofnung verbunden ist, eben dadurch sein Glück zu machen. Feurige Köpfe dieser Art, denen nichts so sehr anekelt, als alltäglich in dem Geleise der Gewohnheit fortzurutschen, sind von jeher der Welt sehr heilsam gewesen, und verdienen eben deshalb eine besondre Rücksicht. Nicht als sollte ihr Feuer gedämpft werden, denn es ist heiliger als jenes, das einst auf dem Altar der Vesta loderte, aber es soll nicht verheeren, sondern nur wohlthätig wärmen.

Doch ohne Bild! Jünglinge jener Art entfernen sich leicht von der richtigen Bahn, und

verlie-

verlieren sich auf Abwegen, wo sie unnütz für die Welt werden, und das Glück und die Ruhe ihres Lebens auf ein gefährliches Spiel setzen. Mancher junge Mann mit großen Ansprüchen und glänzenden Talenten gieng dadurch, und dadurch allein, verloren, manche Familie wurde dadurch in tiefes Elend gestürzt. Man suchte nicht Zufriedenheit, Ruhe durch Brauchbarkeit, Glück durch Werth, sondern Größe, Ruhm und Beifall auf einem Wege, wo sie doch sicher nicht zu finden sind. Da dieser Abweg so häufig jetzt betreten wird, daß er manchem schon darum der richtige scheint; so wird es doppelt nothwendig, eine Warnungstafel dahin zu setzen. Auf diese schreiben wir mit großen Buchstaben:

Geniewesen.

Von diesem muß ich dir jetzt das Nöthige mittheilen, und ich glaube

die Geschichte Herrn Fixens

wird dich genau davon unterrichten. Hier ist sie!

„Herr

„Herr Fix, heißt es, war ein abscheulich großes Genie, und das wollt' er auch wissen. Vom Adler bis zur Fledermaus, vom Lindwurm bis zur Käsemade, von der Ceder auf Libanon bis zum Isoppen im Thal, was kein Auge sah und kein Ohr vernahm, das alles kannte er von innen und außen. Von der Goldmacherkunst, die kein Mensch in seinem ganzen Leben lernet, bis zur Glaserprofession, die in zwo Stunden gelernt ist, gab er sich in jeglicher — für einen Meister. Er konnte in allen teutschen Büchern lesen, Gänse nudeln und Schusterpflöcke schnitzen, er wußte mit dem Hobel und mit der Feile umzugehen, er konnte einen Floh durch ein Mikroscopium sehen, und einen Ochsen mit unbewaffnetem Auge. Er wußte, daß der Schnee kalt, und das Eis gefrornes Wasser sei, und hatte viele Versuche gemacht, etliche von den großen Hagelkörnern, die Anno drei und sechszig fielen, zum ewigen Denkmahl in Weingeist zu konserviren, die aber nicht geglückt waren. Er konnte ein Prisma über die Nase halten. Er

hatte ein Hausmittel wider erfrorne Füße, und ein Pflaster wider Hüneraugen. Er verstand Handlung und Manufakturen, und sprach darüber, wie ein Buch. Er war Architekt und Scheerenschleifer; er kritisirte Bücher und machte Verse. Kurz, er war überzeugt, daß er alles kannte, wußte und konnte, besser als irgend ein Mutterkind.

Daß er in dieses leidige Unwesen gerathen war, davon haben wir die Ursachen schon angegeben; er war ein entsetzliches Genie, und hatte — das wahre Kennzeichen des Genies! — zu allem in der Welt Lust, nur zu seinem eigentlichen Gewerbe nicht. Und dieses Gewerbe bestand darin, daß er Brillanten und ädle Steine, auch, wenn man es verlangte, unädle Steine und geschliffen Glas, in Gold, Silber oder Blei, treflich oder schlecht, wie man es haben wollte, zu fassen verstand, wiewohl seine schlechteste Arbeit vom Kenner immer wohl so gut geachtet wurde, als die Meisterstücke manches andern Juweliers — ein

Fall, der indeß bei den gewöhnlichen Genien nicht oft einzutreten pflegt.

Mir scheinen die Absprünge dieses Genies so kurzweilig, daß ich der Versuchung unterliege, theils zur Ergötzung, theils andern aufkeimenden Genies zur treugemeinten Warnung, einige derselben anzuführen.

Herr Peter Fix hatte schon lange bei sich selbst bedacht, daß er zu seiner Arbeit Gold, Silber, Arsenik, Antimonium, Borax, Farben zum Schmelzwerk, und viele andere Zuthaten, samt Grabsticheln und einer Menge anderer Geräthschaften brauche. Wenn ich das alles kaufe, sprach er, so muß ich viel baares Geld hingeben. Könnt' ich das alles selbst machen, so hätt' ich viel weniger Auslage, und zehnfachen Gewinn. — Rasch wurden Oefen gebauet, Tiegel, Kolben und Retorten, nebst Vorstößen, Rezipienten, Ballons u. s. w. gekauft, Teste, Phiole und andere Zubehör angeschafft, und mit der höheren Chemie viele

mühsam erworbene Friedrichsd'or durch den Schornstein gejagt, wobei er zwar seinen Zweck so eigentlich nicht erreichte, aber doch einige recht hübsche Fratzen herausbrachte, über welche er eine herzliche Freude hatte. Gold und Silber blieb freilich aus, aber so weit kam er doch endlich, daß er verschiedene seiner wohlfeilern Zuthaten selbst bereiten konnte. Grabstichel aber und anderes dergleichen kleines Geräth lernte er sehr bald zurecht feilen, und prahlte mächtig damit. Soweit gieng nun alles noch wohl an; aber als er eines Tages auf seine selbstgemachte Kleinigkeiten einen Blick voll triumphirenden Selbstgefühls warf, rief er aus: Das ist die große Babel, die du erbauet hast! Alles das kannst du nun selbst machen, und sparst das baare Geld....

— Denn, daß seine mehresten Geschöpfe ihm, die Versäumniß ungerechnet, weit theurer zu stehen kamen, als wenn er sie gekauft hätte, das predigte ihm kein Mensch ein, weil, was er auch sagen mogte, die ädle Regula de

Tri nebst Zubehör sein Haupt- und Grundstudium nicht war, und er den Fehler hatte, der schon manchen zu Grunde gerichtet hat: daß er über seine Einnahme und Ausgabe nicht ordentlich Buch hielt. —

Wie, wenn du nun auch versuchtest, fuhr er fort, die Edelgesteine selbst zu machen, dann würdest du recht Geld wie Heu verdienen! — Gesagt, gethan! Er, der nur bey seinem eigentlichen Metier mit seiner Zeit hätte geizen dürfen, um Geld genug zu erwerben, arbeitete nun darauf los, daß es puffte; und wie denn doch immer Spähne fallen, wo Holz geschlagen wird, so brachte er auch mit großen Kosten rothes, weißes, grünes, blaues und gelbes Glas heraus. Das war eine Herrlichkeit, wie er die schönen bunten Steinchen hatte! So freuet sich kein Kind über den heiligen Christ! Unächt waren die Steine nun freilich, aber sie flimmerten denn doch, zumal bei Lichte, trotz ächten Juwelen. Er verkaufte sie auch keinem Menschen für ächt, denn er war ein ehrlicher

Mann;

Mann; aber besonders wars, daß er mit Leib und Seele dafür stritt, es sei ein großes Verdienst, unächte Steine zu machen; und ein schäbiges Gewerbe, Steine zu fassen. Dieser Punkt war auch der, dem er am längsten mit Ausübung und Vertheidigung treu blieb; denn, wie der Mann ein quecksilbernes Genie hatte, das ihn immer von einem aufs andre trieb, so hatte er auch kaum ein Ding gekostet, als er desselben schon wieder herzlich überdrüßig war.

Ein andermal wollte er ein Roßkamm werden; als ihm aber die Pferde Nase und Ohren fast abgefressen hatten, gab er das wieder auf, ungeachtet er behauptete, kein Mensch verstände das Gewerbe besser als er.

Hierauf unterrichtete er im Tanzen; aber als die Leute sich an seinen verbognen Beinen zu stoßen schienen, ward er unwillig, und schwur hoch und theuer, das Lumpenvolk sei es nicht werth, daß ein Mann von Genie sich ihrer Bildung annehme.

Fer-

Ferner wollte er eine Spiegelfabrik anlegen, vermuthlich weil er so schönes Glas machen konnte; es blieb aber dermalen bei dem Wollen und zwei, drei hundert verschleuderten Thalern.

Sodann hielt er an einem schönen Tage um ein Privilegium an, das ganze Land einzig und allein mit Schwefelfaden versehen zu dürfen, die er nach einer unerhörten Erfindung fabriziren wollte. Das wurde ihm abgeschlagen, und aus Verdruß wollte er in ferne Lande ziehen, und seinem undankbaren Vaterlande auf ewig Valet geben. Es hatte aber auch hier sein Bewenden beim Wollen, obgleich er schon eine herzbrechende Abschiedsarie gedichtet hatte, die sich anfieng: A d e, d u f a l s c h e s P o m m e r l a n d.

Hierauf folgten zehntausend andre Anschläge, die nicht um ein Haar klüger oder einträglicher waren. Denn, wo nur ein Fratz aufduckte, gleich war er bei der Hand, um

sich

sich keinen Rang ablaufen zu lassen, und zeigte, er sei noch ein viel größerer Fratz. Er ließ Berge abtragen, und Bäche ableiten, um zwei Metzen Kartoffeln bauen zu können. Er ließ ein Paar Centner Weidenrinde aus Dännemark kommen, um zu versuchen, ob er in Pommern Randersches Handschuhleder machen könne? Seine Kosten standen nie mit den zu erhaltenden Vortheilen in Verhältniß. Las er von einem Inventiönchen in der Zeitung, flugs mußte es verschrieben werden. So fand er einmal in einem Zeitungsavertissement, daß eine neuerfundene Taschenbuchdruckerei zu verkaufen sei. Nun hätte er gar zu gern so eine Tändelei gehabt, aber seine Kasse, mit der er Rücksprache hielt, sagte zu seinem bittern Leidwesen: Nein. Er that also, was er immer zu thun pflegte, wenn ihm sein Genie den Beutel gefegt hatte; das ist: er juwelirte so lange, bis er sich reich genug fand, eine Taschenbuchdruckerei, die zu einem Quartblatte groß genug war, kommen zu lassen. Wie sie aber anlangte, ergab sichs, daß die Verkäufer

ver-

vergessen hatten, die gedruckte Gebrauchsinstruktion beizulegen, und Herr Peter Fix fühlte sich viel zu sehr Genie, als daß er um einer solchen Kleinigkeit willen die Feder hätte ansetzen sollen. Dafür künstelte er so lange, bis er den Gebrauch eines jeden Dinges herausbrachte, welches ihm um so viel besser glückte, da er wohl eher in eine Druckerei gekuckt, und also überhaupt einige oberflächliche Kenntniß von der Sache hatte. Dennoch machte ihn dieser glückliche Erfolg so stolz, daß er sich von der Stunde an öffentlich und ungescheut rühmte: es sei eben so viel, als wenn er die ganze Buchdruckerkunst selbst erfunden hätte, weil er drucken könne, ohne jemals von einer Christenseele Anweisung gehabt zu haben. — Sollte dieser einzige Zug nicht fast hinreichen, das ganze Genie des Mannes in sein Licht zu setzen?

Nun noch wenige Worte von seinem Charakter. Er war dienstfertig und gastfrei in einem sehr hohen Grade; sehr freundschaftlich,

lich, so lange es währte, — es währte aber niemals sehr lange, weil er die zur Unterhaltung der Freundschaft so nöthige Kunst nicht inne hatte, bei den etwanigen Fehlern seines Freundes ein Auge zuzumachen. Vielmehr war er mit der unschuldigsten Miene zu beleidigen, und konnte den mindesten Widerspruch, sonderlich aber die allerkleinste Einwendung gegen irgend einen seiner weisen Anschläge nicht anhören, ohne in Wuth zu gerathen. Dieses kam daher, weil er ohne Maas von sich eingenommen war, und aus einem ungereimten Mißtrauen selbst denen Leuten, die es unstreitig am besten mit ihm meinten, Neid beimaß. Er war aufbrausend und heftig ohne Ansehen der Person, weil es ihm an Erziehung mangelte. Er schmollte zwar sehr lange, aber sein Haß selbst, wiewohl er seines gleichen an Heftigkeit nicht hatte, so lange er währte, war gemeiniglich von kurzer Dauer, denn sein Herz war im Grunde gut, und er pflegte mehrentheils bald einzusehen, daß er ohne Ursache haßte; doch liebte er den

nie wieder von Herzen, von dem er sich ein= mal, und wärs im Traume gewesen, beleidigt geglaubt hatte, so freundlich er sich auch zu stellen suchte. Er sprach selten oder nie von jemand schlecht, selbst von denen nicht, die er haßte; alles Böse, was er von ihnen zu sagen pflegte, bestand gewöhnlich in einer patheti= schen Erzählung der Beleidigungen, die er von ihnen erlitten zu haben glaubte, und die gemeiniglich auf einen wohlgemeinten Rath hinausliefen. Er schwieg aber still und dul= dete es, wenn sie in seiner Gegenwart von Andern verläumdet wurden. Sein größter Fehler war eine häßliche Art von Neid gegen jedermann, der eins von seinen zehntausend Gewerben, worin er selbst doch nur pfuscherte, als seinen rechtmäßigen Beruf trieb. Wärs ihm zum Exempel eingefallen, sich auf die Regierungskunst zu legen, so würde er alle Minister, und wohl gar alle Könige der Erde für seine Broddiebe erklärt haben. — Um sein Bild zu vollenden: er besaß viele Tugen= den eines guten Naturells, viele Fehler einer

schlech=

schlechten Erziehung, und alle Thorheiten eines sich dünkenden Genies. Hätte der Mann Grundsätze gehabt, so würde er vortrefflich gewesen sein.“

Dir diesen Charakter mit allen seinen Eigenheiten aufzustellen, hielt ich darum für nothwendig, weil ich bemerkt zu haben glaube, daß man unter unsern Zeitgenossen nicht eben lange zu suchen brauche, um Originale zu dieser Kopie aufzufinden, gleichwohl aber ein solcher Peter Fix zu sein, sehr schädlich und gefährlich ist. Warum ich aber diese Charakterzeichnung eben hieher gestellt habe, das wird dir sehr bald einleuchten, wenn du nur jetzt mit mir bis zur Ursache dieses Charakters im Menschen zurückgehen willst. Sie ist meines Dafürhaltens doppelt, denn einer Seits liegt diesem Charakter eine übertriebne Schäzzung seiner selbst, ein allzugroßes Vertrauen in seine Kräfte, und anderer Seits eine Art von Arbeitsscheue zum Grunde, die jede Ausdauer, jede Anstrengung vermeidet, und jedes

Geschäft zum Spiele machen möchte. Besonders findet man diesen Charakter bei solchen Menschen, welche in ihrer Jugend sehr glückliche Talente zeigten, alles leicht faßten, selbst das Schwerere fast spielend nur erlernten, keiner großen Anstrengung bedurften, um Andere zu übertreffen, und deshalb frühzeitig Lob, vielleicht Bewunderung sogar, einärnteten. Eingebildet nun auf ihre Vorzüge, fangen diese Menschen an, andere neben sich gering zu schätzen, und wähnend, daß für Geister ihrer Art im ganzen Kreise der Wissenschaft und Kunst nichts Schwieriges sein könne, sehen sie nicht sobald etwas Neues, als sie dasselbe ergreifen. Es ist wahr, die Fortschritte, welche sie darin machen, sind bedeutend für einen Anfänger, vielleicht glänzend sogar, allein Schade, daß es meist bei diesen ersten Fortschritten bleibt, denn immer hat das Neuere für diese Menschen den stärksten Reiz. So flattern sie von einem zum andern, können von allem mitsprechen, und verstehen nichts gründlich, weil das Er-

schöpfen

schöpfen nicht ihre Sache war, und Geduld nicht ihre Tugend ist. — Was aber, Eduard, was werden solche Menschen der Welt nützen? Welchen bedeutenden Gewinn die Wissenschaft oder Kunst von ihnen haben werde, das will ich gar nicht fragen. Es ist gewiß, daß ein Mensch, von welchem man zu sagen pflegt, er passe in alle Fächer, meist in keins recht paßt, und sein gewöhnliches Schicksal ist denn auch, daß er — in keinem angestellt wird.

Daher so viele verdorbene Menschen, daher so viele Klagen und Thränen! Nur suchen diese Menschen den Grund dieser Thränen meist an einer falschen Stelle, denn sie schelten ihre thätigen fleißigen ausdauernden Nebenmenschen für träge Austerseelen, die für nichts Großes, — du weißt, was dies bei ihnen heißt, — Sinn und Gefühl haben, klagen Welt und Schicksal an, statt nur sich und ihr verkehrtes Beginnen zu beschuldigen.

Diese ist die schlimmere Klasse solcher Menschen, denn sie macht Ansprüche auf Beifall,

Ruhm und Bewunderung, ohne sich sonderlich darum bemühen zu wollen. Sie möchten gern überall die Ersten sein, weil sie sich einbilden es zu verdienen. Es giebt aber eine bessere Klasse, die keine Mühe, keine Anstrengung scheut, um durch Verdienst sich auf den ersten Platz emporzuschwingen, im allzugroßen Vertrauen auf ihre Kräfte aber zu viel und zu vielerlei beginnt, als glücklichen Erfolg ihres Unternehmens erhalten zu können. Kurz ist das Leben, lang die Kunst, das ist eine sehr gerechte, wenigstens sehr wahre gegründete Klage. Meister in Einer zu sein, erfordert oft ein ganzes Menschenleben, und auch dann lernt man gewöhnlich nicht aus. Meister in sehr vielen, vielleicht in allen gar zu sein, welch ein Unternehmen also! Und gleichwohl ist es nichts Geringeres, was die Menschen, von denen wir jetzt reden, auszuführen gedenken.

Ein kühner, stolzer Gedanke! — sagst du vielleicht — und fürwahr kein schlechter

Mensch,

Mensch, in dem dieser Gedanke Wurzel faßt, er bemeistert sich meiner ganzen Achtung! — Ja, ich gebe dir zu, daß der Gedanke kühn und stolz sei, nur bleibt der kühne stolze Gedanke immer doch ein thörichter Gedanke, weil nach Erlangung des Unmöglichen zu streben ewig nicht anders, als thöricht genannt werden kann. Willst du dich ganz davon überzeugen; so blicke nur auf die daraus hervorgehenden Folgen.

Gespornt von peinigender Ungeduld, sein Ziel zu erreichen, mattet ein solcher Mensch sich Tag und Nacht in anstrengender Arbeit ab, untersagt sich vielleicht jede Erholung, und erschöpft dadurch allzufrüh seine Kraft, die nothwendig bei Uiberspannung erlahmen muß. Von einem aber rastlos zu dem andern hingetrieben, um ja nichts zu verabsäumen, daß man überall gleich groß erscheine, wird diese Kraft — unnütz verschwendet. Mit zu Vielem beschäftigt, bringt er es in Keinem zur Vollkommenheit, und kann es dazu nicht brin-

bringen. Da aber gleichwohl dieses das Ziel war, nach dem er strebte; so wird jeder Meister in irgend einer Wissenschaft oder Kunst, den er erreichen mögte, und doch zu erreichen fast verzweifeln muß, für ihn (je nachdem es trifft,) ein Gegenstand des Neides oder der Kränkung werden, und schon dadurch wird jene Ruhe und Heiterkeit für ihn verloren gehen, ohne welche nichts Großes und Gutes gewirkt wird. Kommt nun noch hinzu, daß er einsieht, er habe das nicht für die Welt gewirkt, und sei das der Welt nicht geworden, was er wirken und werden wollte: was anders kann davon die Folge sein, als daß solch ein Mensch den Muth, den Glauben an sich selbst, und ach! vielleicht auch an die Vorsehung verliert, so Andern und sich selbst zur Last lebt, und endlich aus der Welt hinaus geht, ohne das für sie geleistet zu haben, was er nach dem Maaße seiner Kräfte, bei einer richtigen Anwendung derselben, hätte leisten können.

Unglücklicher aber, der du so aus der Welt gehst, ohne deine Schuld an sie bezahlt, und in den Herzen der Guten ein Denkmahl dir erbaut zu haben! Wie wahr ist es, was Leisewiz sagt: „Es giebt gesellschaftliche Pflichten. Im Schuldbuch der Gesellschaft steht unser Leben, unsre Erziehung, unsre Bildung!" Und wie Beherzigungswerth ist, was er gleich darauf hinzusetzt: „Was steht nun in unserer Gegenrechnung? — Ein Biedermann bezahlt seine Schulden!"

Ein solcher Mensch kann aber seine Schulden nie bezahlen, denn es ist hier mit den Angelegenheiten des Geistes und Herzens derselbe Fall, wie mit der Einrichtung eines Haushalts. Planlos geführt, kann er nicht bestehen; eben so wenig, wenn der Plan nicht auf das Vermögen richtig berechnet worden. Dann wird man von dem zu viel und dem zu wenig gleich weit entfernt sich halten. Großes Vermögen kann allerdings zu einem mehrumfassenden Plane berechtigen, nur muß er nicht

zu weitaussehend, nicht zu kostspielig werden, denn dadurch gieng schon mancher der Reichsten zu Grunde. Eben so sind zu viele Spekulationen verderblich, weil man dann gewöhnlich keine, wie man sollte, ausführen kann. Viele Bankerutte haben keinen andern Grund, und mancher sonst rechtschaffene Mann verlor dadurch Glück, und mehr noch, — guten Namen. In unserm Falle wird ein Geistes- oder Herzens-Bankerutt erfolgen, und es ist die große Frage, oder vielmehr es ist keine Frage, welcher der schlimmere sei.

Was hat man nun aber zu thun, um es nicht dahin kommen zu lassen? — Ich will dir, statt aller Regeln, die ich dir hierüber geben könnte, eine Begebenheit aus dem Leben eines Mannes erzählen, der von Herrn Peter Fix das gerade Gegentheil ist, und bin überzeugt, daß du aus diesem Beispiele jene nöthigen Regeln dir gewiß selbst ziehen wirst. Der Mann heißt

Meister Klarenbach.

Er ist ein Zimmermann. Die ganze Stadt liebt und achtet ihn um seiner Redlichkeit und seines Fleißes willen. Sein Sohn hat sich den Wissenschaften gewidmet, und sich durch Fleiß, ausgezeichnete Talente und Kenntnisse, denen günstige Umstände zu statten kamen, bis zum geheimen Rath empor geschwungen, worüber sich der alte Klarenbach allerdings herzlich freut: doch weniger weil es ihn kitzelte, seinen Sohn so hoch im Range gestiegen zu sehen, als weil dieser Sohn auf diesem Posten so sehr viel Gutes für sein Vaterland wirken könne. Dem Herrn geheimen Rath Klarenbach war es nun sehr darum zu thun, seinen Vater nicht mehr als Zimmermeister Klarenbach zu sehen, und noch ein anderer Umstand kam hinzu, die Verwirklichung dieses Wunsches immer mehr und dringender zu betreiben. Er stand nämlich im Begriffe, sich mit der Familie des Hofraths Reißmann zu verbinden, und der Hofrath fand ein Hinderniß, zwar nicht eben an der Niedrigkeit seiner Herkunft, aber doch in der, ihm scheinenden, Niedrigkeit des Ge-

werbes seines Vaters. Dieser sollte vor der Verbindung sein Gewerb' aufgeben, und zum Bürgermeister der Stadt ernannt werden. Der Hofrath selbst machte ihm den Antrag, und — nun höre beide selber.

Hofrath. Sie haben lange und Ehrenvoll gearbeitet: nun müssen Sie ausruhen, Sie müssen die Profession niederlegen.

Klarenbach. Bewahre Gott!

Hofrath. Der Herr Sohn läßt nicht nach, sage ich Ihnen; als ein gutes treues Kind, wird er seinen Vater zu Ehren bringen.

Klarenbach. Zu Ehren? Bin ich denn nicht alleweile hoch in Ehren? Ich mache gute Arbeit, habe zu leben, gebe funfzehn Menschen täglichen Unterhalt, theile meinen Erwerb mit manchem Armen, und habe ein reines gutes Gewissen; wo ist denn eine Ehre, die man mir noch mehr geben will?

Hofrath. Es ist eben die Rede davon, Sie zum regierenden Bürgermeister unsers

Städtchens erwählen zu lassen. Die Sache ist so gut als richtig, nur —

Klarenbach. Nein, Herr, das werde ich bleiben lassen. Ich befinde mich recht wohl, wenn ich regirt werde, und möchte mich nicht wohl befinden, wenn ich regiren sollte.

Hofrath. Aber bedenken Sie, wie mancher Anderer würde sich glücklich schätzen, wenn er —

Klarenbach. Ach ja! Ich weiß das wohl; es will jetzt mancher regiren. Ich nicht. Ich bleibe regirender Zimmermann in Haus und Hof.

Hofrath. Aber der Herr Sohn könnte vielleicht Verbindungen schließen —

Klarenbach. Schade um jede Verbindung, die er nicht schließen kann, wenn sein Vater nicht Bürgermeister ist.

Hofrath. Die Welt hat Vorurtheile —

Klarenbach. Ich habe keine.

Hofrath. Denen man manchmal nachgeben muß.

Klarenbach. Nein, Herr Hofrath. Nein.

Hofrath. Wenn nun aber der Herr Sohn noch höher steigen sollte?

Klarenbach. Dann lasse es ihm Gott von Nutzen sein; so spreche ich dankbar auf der Stelle, wo ich stehe, bleibe aber stehen, und klettre nicht nach.

Hofrath. Aber man will ja nur, daß Sie aufhören zu arbeiten —

Klarenbach. Ich? Aufhören zu arbeiten! Das ist, als wenn ich aufhören sollte zu leben. Ich bilde mir etwas ein auf meine Arbeit, denn bei meiner Seele! ich bin ein guter Zimmermann.

So antwortete der redliche Zimmermeister, dessen Grundsatz war: Wolle nicht mehr leisten, als du wirklich vermagst!

Nach-

Nachher sagte er noch zu seinem Sohne darüber:

„Als ich in der Nachbarschaft zu dem fürstlichen Schloß den Riß geben und es bauen sollte, da sprach ich auch: Ihro Durchlaucht, ich bin ein Zimmermann, das ist zu hoch für mich. Lassen Sie einen Baumeister holen, was der vorschreibt, will ich untadelhaft hinstellen. Für ein Wohnhaus ist mein Kopf eingerichtet, für ein Schloß nicht, also lasse ich es bleiben. Der alte Fürst hat sich nachher oft bei mir bedankt, und manchmal recht nachdenklich dazu gesagt: — Er hatte Recht, Meister Klarenbach; ach, wenn es doch manche von meinen Räthen auch so machten, kämen zu mir, und sagten: Herr, zu dem Geschäft, wo ich angestellt bin, tauge ich nicht, braucht mich anderswo. Aber die nehmen die Axt und behauen frisch zu, unbekümmert, wo die Balken vom Staatsgebäude schwach, oder wo sie stark sein müssen.“

Wirst du, Eduard, diesen Mann dir zum Muster nehmen, so hab' ich nichts für dich zu fürchten. Die Regeln, deren Beobachtung in dieser Hinsicht deine Gemeinnützigkeit und dein Glück befördern werden, liegen in seinem Beispiele enthalten. Die Nachahmung desselben wird jeden bewahren, daß er nicht das schreckliche Schicksal hat, den Muth, den Glauben an sich und die Vorsehung zu verlieren, denn nützliche Geschäftigkeit verscheucht am besten jeden Trübsinn, der Gedanke des Nützlichwerdens erheitert die Seele, stärkt ihre Kraft und erhöht ihren Muth. Wenn man aber nur wirklich thätig sein, wahrhaft nützlich werden will, und redlich alles angewendet hat, es zu können; so wird es selten Noth haben, daß die Welt uns hintansetzen sollte.

Wäre aber, ungeachtet aller Bemühungen von unserer Seite, dieses doch der Fall, verkännte uns dennoch die Welt, setzte uns zurück, und begünstigte Andere, die minder werth wären, als wir; so laß uns an Ver-

duc denken, und sein Beispiel uns zur Standhaftigkeit und zum Aedelmuth ermuntern.

## Geschichte Verducs,

Verduc, der Sohn eines Kaufmanns aus Marseille, verlor in seinem dreizehnten Jahre seine Mutter, und mit ihr fast das ganze Glück seines Lebens. Weil er Neigung zu den Wissenschaften äußerte, und beides sein Talent und Fleiß ihn diese Laufbahn zu betreten berechtigten; so hatte sein Vater nichts dagegen. Der Jüngling ärntete mit rastlosem Eifer jene Summe von Kenntnissen ein, ohne welche es unmöglich ist, daß ein Gelehrter mit sich selbst, oder die Welt mit ihm zufrieden sein könne. Er verabsäumte nichts, was irgend dazu beitragen konnte, daß er dereinst seine ganze Bestimmung erfüllen möchte, wurde aber doch dabei weder mürrisch noch menschenfeindlich, indem er keine erlaubte ädlere Vergnügung sich versagte, insofern sie nicht seinem Hauptzweck entgegen war. Als

er neunzehn Jahre zählte, entschloß sich sein Vater zu einer zwoten Heirath. Seine Wahl fiel auf ein Frauenzimmer in den Vierzigen, von der er sich Einsicht und Wirthschaftlichkeit um so mehr versprach, je ärmer sie bisher gewesen war. Allein er hatte sich in ihr geirrt. Er war nicht reich, sondern blos wohlhabend; allein Madam, die noch nie so vieles Geld, als hier, beisammen gesehen hatte, glaubte, ihres Mannes Kasse sei eine unerschöpfliche Fundgrube. Dieser Irrthum verleitete sie zu größern Ausgaben, als zu bestreiten möglich war, und erzeigte bald die thörichte Einbildung, daß es Schande mache, sich nicht seinem Stande gemäß zu betragen. Dies aber hieß bei ihr soviel, als es den Millionairs gleich thun. Je weniger sie in ihrer Armuth bemerkt worden war, desto bemerkter wollte sie jetzt sich machen, und so dauerte es nicht zwei volle Jahre, als Verducs Vater mit Thränen sah, daß seine Schwachheit ihn so weit hatte bringen können, daß übertriebner Luxus sein Vermögen ziemlich aufgeräumt hatte. Er

trug

trug dies seiner Gattin vor; allein diese fand es schlechthin unbegreiflich. Weil er vorher schon einige gelinde Vorstellungen gegen den zu großen Aufwand gemacht hatte, wogegen sie aber stets mit einer Menge Einwendungen in Bereitschaft war, so wähnte sie, dieses Geständniß solle nur eine neue Vorstellung von etwas wirksamerer Art sein. Wie es gewesen war, so blieb es. Allein bald wurde sie an ihres Mannes in sich verschloßnem Blicke, an der stummen Trauer, die aus seiner Miene sprach, und an einem ungestümen Gläubiger gewahr, daß sie wohl wirklich so stehen müßten, als ihr Mann gesagt hatte.

Unser Verduc gerieth dadurch in eine möglichst unangenehme Lage. Mitten in seiner schönen Laufbahn wurde er aufgehalten, und mußte bald mit tausend Bekümmernissen ringen. Er gab nun Unterricht in Sprachen, und erwarb sich so viel, als zu Bestreitung seiner Bedürfnisse hinreichte. Nie ist ihm eine Klage entfahren, selbst dann nicht, wenn in

schlaf-

schlafloser Nacht ihm der Gedanke kam, daß nun sein ganzer Plan für die Zukunft ihm vereitelt sei. „Kann ich auch nicht wirken, was ich wollte, so kann ich doch, wo ich stehe, überall gut handeln" — das war sein Trost.

Und dieses, Lieber, möge in einer ähnlichen Lage auch der deinige sein.

7.

„Sei dir selber ein angenehmer Gesellschafter! Mache dir keine Langeweile! das heißt: Sei nie ganz müßig! Lerne dich selbst nicht zu sehr auswendig; sondern sammle aus Büchern und Menschen neue Ideen!

Der langweiligste Gesellschafter für sich selbst ist man ohne Zweifel dann, wenn man mit seinem Herzen, mit seinem Gewissen in nachtheiliger Abrechnung steht. Wer sich davon überzeugen will, der gebe Acht auf die

Ver-

Verschiedenheit seiner Laune! Wie verdrüßlich, wie zerstreuet, wie sehr sich selbst zur Last ist man nach einer Reihe zwecklos, vielleicht gar schädlich hingebrachter Stunden; und wie heiter, sich selbst mit seinen Gedanken unterhaltend dagegen am Abend eines nützlich verlebten Tages!“

---

Titus diene dir hier als Muster, dessen Grundsatz war: Kein Tag vergehe, an dem ich nicht um einen Schritt zum mindesten in Einsicht und Tugend vorwärts gekommen; und der am Abende eines Tages, wo er bei der gewohnten Rechenschaft an sich selbst, keinen solchen Schritt wahrnahm, schmerzlich ausrief: Diesen Tag hab' ich verloren!“

8.

„Es ist aber nicht genug, daß du dir ein lieber, angenehmer und unterhaltender Gesellschaf-

schafter seiest, du sollst dich auch, fern von Schmeichelei als deinen eignen, treuesten und aufrichtigsten Freund zeigen, und wenn du eben so viel Gefälligkeit gegen deine Person als gegen Fremde haben willst; so ist es auch Pflicht, eben so strenge gegen dich, wie gegen Andre zu sein. Gewöhnlich erlaubt man sich alles, und Andern nichts; giebt bei eignen Fehltritten, wenn man sie auch dafür anerkennt, dem Schicksale oder unwiderstehlichen Trieben die Schuld, ist aber weniger duldend gegen die Verirrung seiner Brüder — das ist nicht gut gethan."

---

Nichts ist so gefährlich, nichts leistet dem Leichtsinn und endlich der Bosheit so sehr Vorschub, als jene thörichte Einbildung, daß es nicht in der eignen Macht des Menschen stehe, wie gut oder schlecht er sein und handeln wolle. Es war eine Zeit, wo die Menschen alles Thörichte und Böse, was sie irgend thaten — dem Teufel auf die Rechnung schrieben, und

unter

unter dem gemeinen Manne ist dieses zum Theil noch der Fall. Untersuche nur, du Thor, und du wirst bald finden, daß deine Trägheit, dein böser Wille, deine Leidenschaft, mit einem Worte, dein Ungehorsam gegen die Stimme der Vernunft und des Gewissens der Teufel war, welcher dich verleitete, und daß du bei festem Vorsatz und ernstem Willen sicher nicht verleitet worden wärest. Andere, um sich vom Pöbel zu unterscheiden, beschuldigten zwar nicht den armen Teufel, der seit einiger Zeit immer ärmer geworden ist; allein ihre Meinung war um nichts vernünftiger, denn sie behielten die Sache, und änderten blos das Wort, — sie schoben alle Schuld ihrer Thoren- und Schurkenstreiche auf — — das Schicksal!!

Eigentlich eine sehr alte Klage, denn schon Vater Homer läßt die Götter gegen solche thörichte Anschuldigungen der Menschen sich also vertheidigen:

Ja,

Ja, so beschuldiget, ihr Sterblichen, immer die Götter,
Von uns seie das Uibel, das unabwendbare; selber
Habt ihr durch eignen Frevel euch euer Wehe bereitet.

Odyssee 1, 32.

Wie weit dieser verderbliche Irrthum führen könne, lehre dich Moors Beispiel. „Uiber uns waltet ein unbeugsames Schicksal! Jeden ereilt endlich sein Tag, es sei auf dem weichen Kissen von Flaum, oder im rauhen Gewühl des Gefechts, — oder auf offnem Galgen und Rad!“ so rief der verblendete Jüngling aus, und ward — — ein Räuber, Anführer des verworfensten Gesindels! Vergiftet war seines Herzens Ruhe, gebrandmarkt sein Name vor der Welt. Seine Rotte begieng Thaten, vor denen er selbst schauderte. Angezündet hatte sie eine Stadt, geplündert, und — o! den wimmernden Säugling hin-

eingeworfen in die verheerende Flamme. Aber auch jetzt, in diesem schrecklichen Augenblicke, wo seine ganze Seele über den Greuel sich empörte, verließ ihn noch sein Irrthum nicht. „Höre sie nicht, Rächer im Himmel! — rief er aus — was kann ich dafür? Was kannst du dafür, wenn deine Pest, deine Theurung, deine Wasserfluthen den Gerechten mit dem Bösewicht auffressen?“ Und bei einer andern Gelegenheit, als die Verzweiflung seiner sich bemächtigt hatte, als er im Begriff stand, sein Leben wie eine Last von sich zu werfen, sprach er noch also zu sich selber: „Glaubt ihr, ich werde zittern, Geister meiner Erwürgten? Ich werde nicht zittern. Euer banges Sterbegewinsel, euer schwarzgewürgtes Gesicht, eure fürchterlich klaffenden Wunden sind ja nur Glieder einer unzerbrechlichen Kette des Schicksals, und hängen zuletzt an meinen Feierabenden, an den Launen meiner Ammen und Hofmeister, am Temperament meines Vaters, am Blut meiner Mutter. — Warum hat mein Perillus einen Ochsen aus mir gemacht,

macht, daß die Menschheit in meinem glühenden Bauch brate?" So fest kann dieser Unsinn wurzeln, und — so weit kann er verleiten, denn es bedarf wohl keiner Frage, daß eben dieser Mörder und Räuber ein ädler Mann geworden sein würde, wenn er bedacht hätte, daß wir durch freien Willen die Herrn unsers Schicksals, und die Vollender unserer Bestimmung seien. Hätten wir nicht freien Willen, müßten wir in unsern Handlungen uns lediglich dem eisernen Gebote eines unabänderlichen Schicksals fügen, so könnten wir für unsre Thaten auch nicht verantwortlich sein, und dem widerspricht die Stimme des Gewissens in uns, die nagende Reue, welche wir nach schlechten Thaten in unserm Innern verspüren, und die nur der wegwitzelt, der entweder schon ein Bösewicht geworden, oder auf dem besten Wege ist, es zu werden.

O, wenn unser Wille nicht frei ist, dann:

Will ich nie mehr deinen Schatten hassen,
Mann, von dem die gier'gen Raben prassen,
Rings gelagert um das grause Rad!
Trieb dich doch der Räderschwung der Dinge,
Riß dich doch in deinem Eisenringe,
Armer, eine fremde Laune fort.

Aber nein! im größten aller Staaten
Sollte jeder Bürger seiner Thaten
Schöpfer und Vollender selber sein.
Durch der Wege tausendfache Krümmen
Sollten alle jenen Fels erklimmen,
Wo die Palme der Vollendung weht.

Jedem gab er Kraft zu seiner Reise,
Und zur Dauer auf dem rauhen Gleise
Zeigt er ihm das ferne große Ziel.
Zittre, Wandrer, nicht vor einem Falle,
Dort am Ziele treffen sie sich alle,
Der Gefallne, und der nimmer fiel.

Aber schändlich! Wer mit Schneckenschliche,
Trotz des innern Dranges Sporenstiche,
Die Vollendungspfade wandelte!

Schändlich! die mit ihm den Pfad betraten,
Ruhten längst von ihrer Reise Pfaden,
Wenn er noch Aeonen träumend schlich!

Da die Menschen meist das Schicksal dann beschuldigen, wenn sie im Unglück sich befinden, so will ich dir folgendes noch als Präservativ dagegen geben.

„Wo ist der Mensch auf Erden, der gänzlich ohne seine Schuld, oder Veranlassung, (sei es nun durch grobe Vergehungen oder Unvorsichtigkeit) endlos elend geworden wäre und keine Hilfe hätte finden können? Ich gestehe es offenherzig, daß mir, der ich doch viele harte Schicksale erlebt habe, noch nie etwas wirklich Unangenehmes begegnet ist, (hierunter rechne ich aber nicht die Entbehrung des Reichthums und solcher unerwarteter Glücksfälle, die freilich manchem zu Theil werden, worauf aber eigentlich kein Mensch gegründeten Anspruch machen kann) ich sage, daß mir nie etwas wahrhaftig Unangenehmes

mes begegnet ist, wozu ich nicht auf irgend eine Weise, durch Mangel an weisem Betragen, Veranlassung gegeben hätte, und daß ich dasselbe bei allen den unglücklichen Begebenheiten wahrgenommen, die ich andere Leute habe erleben gesehn. Allein wir pflegen dann, um ein Recht zu erhalten, undankbare Klagen gegen die Vorsehung auszustoßen, nur unsere Enthaltung von groben Vergehungen in Anschlag zu bringen."

Und nun zuletzt noch eine Frage an dich: — wie kommt es denn, daß solche Menschen gleichwohl die Handlungen Anderer stets so beurtheilen, als ob nicht das Schicksal, sondern ihr freier Wille sie dazu bestimmte? — !

9.

„Miß auch nicht dein Verdienst darnach ab, daß du sagest: ich bin besser, als Dieser oder Jener von gleichem Alter, Stande u. s. f.; sondern nach den Graden deiner Fähigkeiten, Anlagen, Erziehung, und der Gelegenheit, die

die du gehabt hast, weiser und besser zu werden, als Viele! Halte hierüber oft in einsamen Stunden Abrechnung mit dir selber, und frage dich, wie ein strenger Richter, ob du alle diese Winke zu höherer Vervollkommnerung genützt habest?"

---

Da kommen wir wieder auf unser Tagebuch zurück, dessen weise Einrichtung und weiser Gebrauch verhüten werden, daß du nicht in die vorhergehenden und diesen Fehler fallest. Uiberzeugt, daß ich dir nicht umsonst davon gesagt haben werde, setz' ich hier nichts hinzu, und schließe diesmal die Reihe meiner Gemählde. An der äußersten Grenze meines Buches, wie des Lebens, stehe aber

## Der Gottesacker.

---

Vinzent, war mit seinem ältesten funfzehnjährigen Sohne, Eduard, in Leipzig.

Der

Der Vater zeigte ihm alles, was diese merkwürdige Stadt Ausgezeichnetes hat, und führte ihn unter andern auch auf den dasigen Gottesacker.

Es war dies an einem heitern Frühlingsmorgen. Feierlich still war es auf diesem letzten Ruheplatze der Menschen. Schweigend, wie die grünenden Hügel umher, war es eben auch von außen, und ein leises Beben ergriff die Herzen der Wandelnden. Wer wäre auch fähig, dieses heilige Gefild zu betreten, ohne solche Regung zu empfinden!

Beide — und der Verfasser, welcher sie begleitete — besahen zuvörderst verschiedene Denkmähler, welche Liebe und Achtung hier den Abgeschiedenen geweihet hatten. Manche einfache Schmucklose Aufschrift griff ihnen um so sicherer ans Herz, je mehr alles daran verrieth, aus wie warmen Herzen sie gekommen sei. Prunkende Denkmähler, von der Eitelkeit errichtet, rühren nicht.

Still und in sich versenkt saßen alle drei nachher in der Umschattung eines Baumes auf einem Grabe. Eduard unterbrach nach einer Pause diese Stille:

„Wie so ruhig hier alles umher ist — rief er aus — nur leise Lüftchen wühlen in dem Gras auf diesen Hügeln, als fürchtete sich alles, den süßen Schlummer der hier Ruhenden zu stören! Mir ist so wohl und weh zugleich in meiner Brust, daß ich mich in diese Blumen hier legen, und für immer entschlummern möchte.“

„Auch mich, mein Sohn, — begann sein Vater darauf — hat öfters, wenn ich einsam und ungesehen hier wandelte, eine ähnliche Empfindung ergriffen. Aber eine andre Betrachtung, die ich einst hier machte, hat mich tief erschüttert. Ich war ein feuriger Jüngling voll Kraft und Muth, in dessen glühender Brust allmächtig strebend der Ehrgeiz herrschte. Ruhm und Bewunderung einzu-

ärnten, mich empor zu arbeiten auf den höchsten Gipfel menschlicher Ehre, und meinen Namen in den Annalen der Wissenschaften unsterblich zu machen, war der Zielpunkt meines Strebens am Tage, und der Wunsch, der mit quälender Ungeduld oft Nachts den süßen Schlummer meinen Augen stahl. Ich beneidete Kolumbus und Coock um ihre Entdeckungen, Friedrich um seine Eroberungen, Kant um seinen Tiefsinn, Klopstock um seinen unsterblichen Gesang. Daß die Natur meinen Geist nicht allzukärglich ausgestattet, dankt' ich ihr, aber es machte mich stolz, und füllte mein Herz mit einem geheimen unrühmlichen Neide gegen manchen, den ich im Besitze von Mitteln sahe, durch die ich meinen Zweck schneller und sicherer zu erreichen hoffte. Voll von dieser Quaal in meinem Innern kam ich einst hieher, als man eben einen Todten hinab ins Grab senkte. Wie eine Todtenhand fuhr es mir ans klopfende Herz, Schrecken und kalter Schauer grieselten in allen meinen Gliedern, und meine Füße wankten unter mir.

Mit

Mit stierem Blicke sah' ich in die Höle hinunter. — „Ein Grab — sagt' ich endlich zu mir — ein Raum in der Erde, kaum zwei Ellen breit, und vier Ellen lang — das ist also alles, was der stolze Mensch am Ende hat! Er, dem lebend die Erde zu klein zum Spielraum seiner Thaten schien, er wird nun eingeschnürt in eine enge dumpfe Lade, und muß sich das so geduldig gefallen lassen? — Wie armselig und klein doch der Mensch, dieser eingebildete Halbgott der Erde, hier erscheint! Was hat ihm nun all sein Streben, die mühselige Uiberwindung von tausend Schwierigkeiten geholfen! — Eine Hand voll Asche ist alles, was von ihm übrig bleibt!" — Ich entfernte mich mit diesen Gedanken in meiner Seele, die mich immer lebhafter beschäftigten, und je mehr ich ihnen nachhieng, desto kleinlicher und unwürdiger kam mir jetzt so manches vor, nach dem der Mensch mit Anstrengung aller seiner Kräfte ringt. Natürlich! denn vielleicht zum ersten Male in meinem Leben betrachtete ich dies Leben selbst recht

ernst

ernsthaft — aus dem Gesichtspunkte des Todes. Da verloren für mich die Kronen ihren Schimmer, und der Reichthum seinen Werth. Selbst von den Handlungen der Menschen sondert' ich alles ab, was nur glänzt, denn im Grabe erlischt ja jeder Glanz. „Strebe, — so sagt' ich zu mir selbst — künftig nur nach dem, was auch in deines Lebens letztem Augenblicke noch Werth für dich haben kann; und was wäre dies, als — Tugend! Erfülle in jeder Lage deines Lebens deine Pflicht, wirke in dem Kreise, worin du stehst, so viel Gutes, als du vermagst, versäume keine Gelegenheit, wo du nützlich werden kannst, bilde alle deine Kräfte so aus, daß du recht viel zu nützen fähig seiest, — und du hast die Bestimmung deines Lebens erfüllt." Immer mehr kam nun der Jüngling von seinen hochfliegenden Planen zurück, und er setzte sich nun kein anderes Ziel seines Strebens, als Gutes für die Welt zu wirken, gesetzt auch, daß er ungekannt und ungerühmt von diesem Schauplatze abtreten müßte. So hab'

ich

ich unter diesen Gräbern hier etwas gelernt, was ich Troß des schimmernden Wortgepränges, und alles Aufwands von Beredsamkeit, im Lehrsaal manches Philosophen doch nicht gelernt haben würde — wahre Weisheit des Lebens.

Wo könnte man aber diese auch sicherer lernen, als hier? Für den Hohen und Reichen, wie für den Niedern und Armen, ist hier die beste Schule. — Von wem mag dieser Knochen wohl sein? War er an der Hand eines Reichen, und trug einst einen blitzenden Diamantring zur Schau, oder streckte er sich von der Hand eines Bettlers aus, um ein Allmosen zu empfangen? — Machte er einst ein Glied an der weichen sammtenen Hand eines jungen blühenden Mädchens, oder an der gichtischen Hand eines alten Mannes aus? — Wer sagt mir dies? Das Fleisch an ihm ist herabgefault, und dient diesem Grase zum Dünger, gleichviel ob es das Fleisch eines Millionairs oder eines Bettlers war.

war. Die Natur macht keinen Unterschied. — Warlich, wer hier nicht lernt, alle Gaben dieser Erde nur als Mittel zum Zweck der Tugend zu gebrauchen, an dem muß man gänzlich verzweifeln. — Wie sehr wäre es zu wünschen, daß jeder Gellerts Worte recht beherzigte.

Tritt im Geist zum Grab' oft hin,
Siehe dein Gebein versenken,
Sprich: Herr, daß ich Erde bin,
Lehre du mich stets bedenken!
Lehre du mich's jeden Tag,
Daß ich weiser werden mag!

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Knigge, Adolph

Über den Umgang mit Menschen

Bd.: 1

Leipzig 1804

Paed.pr. 4411 w-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761685-6